



**Der sanfte Weg zum Guten Leben
Gehen? Bleiben?**

***Cambiamo il futuro delle migrazioni
Sicurezza alimentare e sviluppo rurale***





Gehen? Bleiben?

Auf der Suche nach einem sicheren und guten Leben.

Die Migration (Aus- bzw. Einwanderung) hat in den letzten Jahren Millionen von Menschen betroffen. Ländliche Regionen bluten aus, die Großstädte platzen aus allen Nähten. Dabei umfasst die Flucht in die Länder des Nordens nur einen kleinen Teil der Migrationsströme. Dennoch wird dieser relativ kleine Teil der Migrationen zu einer großen politischen Herausforderung in den europäischen Ländern.

Was also tun, um diese – meist unfreiwillige – Migration in einen demokratisch konsensfähigen Rahmen zu bringen? Im Vorjahr hatte sich die UN- Habitat III -Weltkonferenz mit der Zukunft der Großstädte beschäftigt. In diesem Jahr hat die FAO, Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen, den Fokus auf den ländlichen Raum gerichtet: „Change the future of migration. Invest in food security and rural development.“, so das Leitmotiv einer Sensibilisierungskampagne, die darauf hinweist, dass durch stärkere Investitionen in die ländliche Entwicklung und die Ernährungssicherheit die Migrationsschübe gebremst werden können.

Welche Auswirkungen haben Ernährungssicherheit und ländliche Entwicklung auf die Migration wirklich? Genügt es, den Menschen auf dem Lande genügend Nahrung zu sichern, um die Abwanderung in die Städte und in die reicheren Länder des Nordens zu verringern?

Oder spielen auch andere Faktoren mit eine Rolle?

Tatsache ist, dass ein Großteil der hungernden Menschen auf dem Land lebt; als Kleinbauern, Viehzüchter, Nomaden. Eigentlich eine paradoxe Situation, denn die Möglichkeit zur Selbstversorgung wäre gegeben. Warum es dennoch Hunger gibt, zeigen die Beiträge von José Tonello und Gudrun Hagen deutlich auf.

Landflucht ist allerdings nicht nur ein Problem im Süden der Welt: Auch in den europäischen Ländern und im Alpenraum gibt es ein Wegziehen und Höfesterben; weg vom Land, in Richtung der städtischen Zentren, auf der Suche nach einem vermeintlich besseren Leben. Einige Beiträge in dieser Publikation setzen sich mit diesem Thema auseinander: Gehen? Bleiben?



So stellt sich die Frage, ob denn die Migration letztlich auch auf ein Ideal- bzw. Wunschbild vom Guten Leben beruht, das man für sich und die Nachkommen anstrebt? Und: wie viel von diesem Bild ist letztlich Folge einer Gehirnwäsche durch die Konsumindustrie und Werbung?

Es gibt viel Gemeinsames zwischen dem Höfesterben in Europa und den Migrationswellen im globalen Süden der Welt. Dies hat wohl mit einer verfehlten Landwirtschafts- und Raumordnungspolitik zu tun, ist aber auch ein kulturelles Problem.

Tatsache ist, wie aus dem Beitrag von Gudrun Hagen deutlich wird, dass die allermeisten Jugendlichen in den Ländern Afrikas über Handys und andere elektronische Medien meist einseitige Botschaften aus den europäischen Ländern erhalten; Wohlstandsbilder aus urbanen Konsummilieus, das scheinbar mehr Optionen bietet. Dass es in Europa, diesem imaginären „Schlaraffenland“, viele Menschen gibt, die einen anderen Weg zum guten aber einfachen und nicht konsumorientierten Leben suchen, kommt nicht rüber. Der Beitrag der Bauernfamilie aus dem Vinschgau macht das Dilemma deutlich: Die Entscheidung „Gehen? - Bleiben?“ hängt letztlich davon ab, was man fürs eigene Leben als wichtig betrachtet.

Daher die Frage: Bräuchte es neben der von der FAO angestrebten Ernährungssicherheit und den Investitionen zur Entwicklung des ländlichen Raumes auch eine tiefergehende Reflexion über die kulturellen Leitbilder zum Guten Leben?

In diesem Zusammenhang wird auch der begriffliche Unterschied zwischen Ernährungssicherheit und Ernährungssouveränität wichtig. Das eine bedeutet Kalorien, das andere Würde.



Würde und Selbstbestimmung: Wir gehen davon aus, dass man den Herausforderungen von Landflucht und Migration letztlich nur durch eine kulturelle Wende begegnen kann, die unser gängiges Modell von Wohlstand und Wachstum in Frage stellt. So wie sie auch in „Laudato si’“, der päpstlichen Enzyklika von Papst Franziskus gefordert wird.

Diese „Sorge um das gemeinsame Haus“ – so der Untertitel der päpstlichen Enzyklika – war einer der Beweggründe für die Kampagne „Mahlzeit. Coltiviamo la vita. Deboriada“ in Südtirol. Ein zweiter wichtiger Grund war und ist die Erkenntnis, dass Ernährungssouveränität Freude, Gesundheit, Wohlbefinden schenkt, und zwar sowohl dem Körper als auch der Seele. Ernährungssouveränität wird damit zu einem wesentlichen Baustein fürs „Gute Leben“.

Diese Broschüre ist eine Einladung zu einem breitgefächerten Dialog, der - ausgehend von den Herausforderungen der Migration - die Frage stellt, wie wir in der einen, gemeinsamen Welt neue Wege zu einem ökologischen Wohlstand finden.



Arno Teutsch



Brigitte Gritsch

Einige Beiträge mussten aus Platzgründen wesentlich gekürzt werden. Die vollständige Version mit vielen zusätzlichen Bildern ist auf unserer Homepage mahlzeit.it einsehbar. Dort finden sich auch noch viele zusätzliche Infos und Links zu weiterführenden Materialien.

Zu kurz gekommen ist die Reflexion über die vielen anderen Ursachen der Migration: Kriege, Gewalt, Verfolgung und nicht zuletzt die vielen Umweltkatastrophen als Folge des Klimawandels. Es ist unbestreitbar, dass ein Großteil dieser Faktoren auch „kulturell“ bedingt ist; in enger Wechselbeziehung zu unserem Konsumverhalten und Lebensstil.

Herzlichen Dank an all jene, die an dieser Broschüre mitgedacht und mitgearbeitet haben, vor allem an Günther Schlemmer, der durch seine Bilder und graphische Gestaltung mehr Farbe und Freude ins Heft gebracht hat.

Bücher zum Vertiefen



Atlas der Umweltmigration oekom Verlag

Die Zahl der Menschen, die vor Krieg, Konflikt und Verfolgung fliehen, war noch nie so hoch wie heute. Doch was, wenn in den nächsten Jahrzehnten weiter 200 Millionen hinzukommen, die vor allem aufgrund der Auswirkungen des Klimawandels ihre Heimat verlassen – wegen steigender Meeresspiegel, anhaltender Dürre oder immer häufiger auftretender Naturkatastrophen?

Die Humusrevolution oekom Verlag

Klimawandel, Boden- und Artenverlust erzwingen ein Umsteuern unserer Landnutzung. Das Buch zeigt, wie einfach das sein kann, wenn Methoden eingesetzt werden, die mit der Natur arbeiten statt gegen sie.

Autoren: Ute Scheub und Stefan Schwarzer



AUTONOME
PROVINZ
BOZEN
SÜDTIROL



PROVINCIA
AUTONOMA
DI BOLZANO
ALTO ADIGE

Impressum

Herausgegeben
vom Netzwerk der Südtiroler Weltläden
mit Unterstützung
des Amtes für Kabinettsangelegenheiten
Textbearbeitung Dr. Arno Teutsch

Fotos: Autoren, Günther Schlemmer, pixabay
Druck:

Provincia premiata per il commercio equo



Il 5 settembre, in occasione della Giornata dell'Autonomia, dedicata quest'anno al tema della Solidarietà, la Giunta provinciale ha approvato una delibera in cui dichiara la volontà di continuare il suo impegno, iniziato nel 1991, a sostegno del commercio equo e solidale.

La Provincia ha pertanto ricevuto l'onorificenza di "Provincia equa e solidale" dalla World Fair Trade Organization WFTO aderendo alla Campagna internazionale città/enti locali equosolidali.

La World Fair Trade Organization – WFTO è un'organizzazione mondiale che si occupa di commercio equo e solidale. È composta da oltre 400 organizzazioni di 79 diversi paesi. La sua missione è il miglioramento del sostentamento dei piccoli produttori svantaggiati, la messa in rete delle organizzazioni del commercio equo e la promozione di una maggiore giustizia nel commercio mondiale.

La Provincia ha da sempre, sin dal 1991, con l'approvazione della legge provinciale sulla cooperazione allo sviluppo, ritenuto il commercio equo e solidale uno dei modi più efficaci per promuovere lo sviluppo economico dei paesi più svantaggiati del sud del mondo.

Il commercio equo e solidale è un approccio alternativo al commercio convenzionale, promuove giustizia sociale ed economica, tutela ambientale, sviluppo sostenibile come previsto dalle Nazioni Unite e dai 17 Obiettivi di sviluppo sostenibile. Il suo scopo è riequilibrare i rapporti con i paesi meno sviluppati, attraverso una più equa distribuzione dei guadagni per creare relazioni paritarie tra nord e sud del mondo.

Dal 1991 la Provincia ha sostenuto 110 progetti di cooperazione a sostegno del commercio equo e solidale, soprattutto in Ecuador, Filippine, India, Bolivia, Kenya, Perù, Repubblica Dominicana, Guatemala, Cile, ma anche in Bangladesh, Argentina, Brasile, Ghana, Guinea Bissau, Nicaragua, Nepal, Nigeria, Pakistan, Paraguay, Tanzania, Venezuela, Vietnam. I progetti sostenuti dalla Provincia hanno reso possibile la crescita e il rafforzamento di organizzazioni di piccoli produttori, contadini e artigiani,



il miglioramento delle loro infrastrutture di trasformazione e la commercializzazione di prodotti quali ad esempio:

- la lana equo solidale, lo zucchero di canna, la frutta candita e fave di cacao in Ecuador
- lo zucchero Mascobado e gli snack equo solidali nelle Filippine,
- il miele e la cera in Cile,
- i prodotti artigianali in Bolivia, India e Nepal
- thè, camomilla e marmellata in Kenya
- il cous cous nei Territori palestinesi,
- noci e mango in Perù

Contemporaneamente, la Provincia ha sempre sostenuto, ritenendoli altrettanto importanti, progetti di sensibilizzazione e educazione allo sviluppo per informare la cittadinanza e in particolare i giovani nelle scuole sugli aspetti e vantaggi del commercio equo.



Chiara Rabini
Ufficio Affari del Gabinetto, Bolzano

Südtirol eine „Fair-Trade-Provinz“

Die WFTO hat dem Land Südtirol diese Auszeichnung zugesprochen.

Dazu müssen fünf internationale Kriterien eingehalten werden:

1. Unterstützung und Förderung des Fairen Handels.
2. Die Produkte des Fairen Handels sind in Geschäften und in der Gastronomie des Landes erhältlich.
3. Verwendung von Fair Trade Produkte seitens der öffentliche Einrichtungen und privaten Unternehmen des Landes.
4. Der Faire Handel wird in Südtirol durch Öffentlichkeitsarbeit der Bevölkerung näher gebracht.
5. Einrichtung einer gemeinsamen Arbeitsgruppe zum Fairen Handel vonseiten der Landesverwaltung.

Außerdem ist das Land der Kampagne der „Fair Trade Towns International - Local government“ beigetreten.



„Nur die Blöden bleiben“

Weinbau in Kap Verde und Auswanderung

Nachdem ich mehrere Jahre in Entwicklungsprojekten in Ecuador gearbeitet hatte, bekam ich 1998 ein Angebot in Kap Verde in einem Projekt zur Verarbeitung landwirtschaftlicher Produkte mitzuarbeiten. Konkret handelte es sich um die Verarbeitung von Kaffee und um die Produktion von Wein auf der Insel Fogo.

Der „Café do Fogo“ auch wenn 1932 in Lissabon als „Melhor Café do Imperio“ ausgezeichnet, ist vielleicht seit 2-3 Jahren dabei, aus dem Dornröschenschlaf zu erwachen. Der „Vinho do Fogo“ hingegen wurde zur Erfolgsgeschichte. 1998 konnten mit den von 7 Bauern gelieferten Trauben knapp 4000 Flaschen produziert werden. Die Mitgliederzahl der bald darauf entstandenen Genossenschaft und die Weinbaufläche vergrößerten sich stetig, sodass im Jahr 2014 mit über 100 Mitgliedern Wein für rund 200.000 Flaschen eingekellert wurde.

Von den Umständen, die dazu beigetragen haben möchte ich folgende anführen:

- im Unterschied zum Kaffeeanbau befindet sich das Land ab einer Meereshöhe von 1600 m zwar formell im Staatsbesitz, aber die Bauern verfügen darüber und zahlen auch keinerlei Pachtzins. Im Falle des Kaffees handelt es sich fast immer um Pächter, die 50% des Ertrages den Verwaltern der meist im Ausland lebenden Besitzer abtreten müssen.
- Weinanbau wurde von den Portugiesen bereits um 1600 begonnen und war nichts Neues für die Bauern. Verbesserungen brauchte es vor allem in der Weinbereitung und in der Vermarktung.

- Der Tourismus als Absatzmarkt war in diesen Jahren bereits beim Erlblühen und hat sich in den Jahren danach dank „Nordafrikakrise“ zügig entwickelt.
- Die zunächst von Italien und später von der EU (und auch von Südtirol) finanzierte Entwicklungszusammenarbeit hatte ein „glückliches Händchen“ sei es was die Weinbereitung angeht (Achtung auf Hygiene, möglichst fehlerlose, einfache kräftige Weine mit eindeutigem Bezug zum Terroir), was die soziale Komponente anbelangt (Gründung einer Genossenschaft, die alle interessierten Produzenten aufgenommen hat) und auch was die Vermarktung betrifft (Konzentration auf den lokalen Markt mit starker Bewerbung auf den touristischen Inseln).

Die Frage, ob dieses Projekt ländlicher Entwicklung zur Verminderung der Abwanderung beigetragen hat, kann man - von Ausnahmen abgesehen - wohl mit ja beantworten. Arlindo Rodrigues Fortes, heute Dozent an der landwirtschaftlichen Fakultät der Universität von Kap Verde kommt zu folgenden Schlussfolgerungen:

- die Zunahme der Weinproduktion und der Weinbaufläche hat die Einkommen der Familie wesentlich erhöht;
- die Familien haben diese Einnahmen über die landwirtschaftlichen Neuinvestitionen hinaus zur Verbesserung der Wohnqualität (sanitäre Einrichtungen, Wasserzisternen), der Ernährung und der Ausbildung der Kinder verwendet.
- Die Existenz zweier Weinbaugenossenschaften hat zu einer Stärkung des sozialen Gefüges und der Identifikation der Menschen mit ihrem Dorf geführt.

- Das „Weindorf“ Chá das Caldeiras wurde zu einem Beispiel für ländliche Entwicklung und die Abwanderung von Jugendlichen aus dem Weinbaugebiet hat stark abgenommen.

Aus der – zeitlich wie räumlichen - Entfernung möchte ich dazu einige Bemerkungen anhängen:

- die Zunahme des Weinbaus und auch die Arbeit in der Kellerei hat zu einer beträchtlichen Zunahme des Bedarfs an Arbeitskräften geführt (es sind auch einige junge Männer zum Teil mit Familie aus Guinea Bissau als landwirtschaftliche Arbeitskräfte zugewandert).
- Die Anzahl von Autos hat rapide zugenommen. 1998 gab es im 1500 – Seelendorf einen Pickup, 2014 habe ich an die 30 Autos gezählt. Meist von Weinbauern oder Jugendlichen mit Hilfe ihrer Familie angeschafft, auch um damit durch Personen- und Warentransport etwas zu verdienen.
- Das Gebiet ist auch durch die Ausweisung eines Naturparks zunehmend für den Tourismus interessant geworden (Vulkanbesteigung, aber auch Weinkost...) und hat für Einkommen und Arbeit gesorgt.
- Die Möglichkeiten des Kontakts mit der Außenwelt, v.a. mit den ausgewanderten Familienmitgliedern ist durch den Wohlstand stark gestiegen. Zuerst haben die Fixtelefone zugenommen; mittlerweile hat fast jede(r) ein Mobiltelefon. Und auch die Reisen ins Ausland, v.a. zu den Verwandten in den USA haben zugenommen bzw. auch die Möglichkeiten dorthin auszuwandern.



Dazu möchte ich eine kurze Geschichte aus meinem Bekanntenkreis erzählen.

Armando M., ein junger Mann aus dem Weindorf hat sich bereits im zweiten Einkellern 1999 für die Arbeit interessiert und es war möglich, ihn in der Weinbereitung zu unterweisen. Zusammen mit dem Önologen Martin Aurich, der das Projekt von Anfang an begleitet hat, haben wir Armando 2001 für eine „Kellersaison“ nach Südtirol eingeladen,

Er hat dann auch bis 2005 mehr und mehr die Rolle eines Kellermeisters übernommen und wurde dafür auch entsprechend entlohnt. Dann ist er plötzlich gemeinsam mit seinen 3 Brüdern und der Mutter nach Brokton (eine Satellitenstadt von Boston) ausgewandert. Auch einer der Brüder hatte eine gut bezahlte Arbeit in der Kellerei.

2009 bin ich dorthin gefahren, um die Möglichkeit zu erkunden, den Wein aus Fogo an die kapverdische Diaspora zu liefern. In Boston und Umgebung leben angeblich mehr Kapverdier als in der Hauptstadt des Inselstaates. Sie leben meist unter sich, sprechen weiterhin kreolisch.

Armandos Großfamilie wohnte in einem zweistöckigen Haus einer keinesfalls dicht besiedelten Gegend. Von den 8 erwachsenen Familienmitgliedern hatten in jenen Krisenjahren bloß der Vater, die Mutter und er eine Arbeit.

Die anderen Brüder saßen die meiste Zeit zuhause vor dem Fernseher. Auf diese Situation angesprochen räumte Armando ein, dass er im Vergleich zur momentanen Situation in Chá das Caldeiras besser dran gewesen war; er sah in den USA für sich und seine Familie mehr Möglichkeiten, von den Bildungs- und Arbeitschancen für die Kinder bis hin zum leicht erswinglichen Gebrauchtwagen.

Noch zwei Überlegungen zu Abwanderung und Emigration:

2012-13 hatte ich Gelegenheit ein EU-Projekt zur Förderung des Bananenbaus in Kap Verde zu evaluieren. Dabei stellte ich fest, dass die Besitzverhältnisse von Grund und Boden in den allermeisten Fällen gänzlich anders waren als bei den Weinbauern in Fogo, mit denen ich bislang gearbeitet hatte. Diese arbeiteten für sich und ihre Familie, auch wenn der Staat offiziell Eigentümer ihres Landes ist. Der Großteil der anderen

Bauern des Inselstaates -und gerade in den fruchtbaren bewässerten Landstrichen wo Gemüse, Obst (v.a. Bananen), Zuckerrohr oder Kaffee angebaut wird- sind Pächter, die dem Besitzer die halbe Ernte oder den entsprechenden Gegenwert abtreten müssen. Im „Vale do Paul“, dem einzigen Tal in Kap Verde, wo das ganze Jahr über ein nennenswertes Rinnsal fließt und zur Bewässerung genutzt werden kann, wird v.a. Zuckerrohr zur Rumproduktion (Grogue genannt) angebaut. Wird dieses geerntet geht der Besitzer oder sein Verwalter gemeinsam mit dem Pächter zum „Trapiche“, zur Zuckerrohrpresse. Dort wird der Saft anschließend vergoren und destilliert. Der Pächter bekommt seinen Teil nach Abzug der Kosten in Schnaps ausbezahlt und in Ermangelung anderer Möglichkeiten verkauft er diesen meist dem Inhaber der Brennerei...

Als ich das erste Mal im Vale do Paul war und die relativ üppige Natur dort sah, meinte ich zu einem dort seit längerem ansässigen Bekannten, dass es hier den Menschen doch gut gehen müsse. „Nur die Blöden bleiben“ war seine Antwort, „jeder der etwas im Kopf und Eigeninitiative hat, schaut wegzukommen“. Überkommene, zum Teil mittelalterliche Besitzstrukturen auf dem Lande als Grund für Abwanderung sollte durchaus mehr in Betracht gezogen werden.

Die zweite Überlegung hat mit der Agrar- und Handelspolitik der reichen Länder und mit den Folgen für die Landwirtschaft und die Landbevölkerung in den Ländern des Südens zu tun. Eines der wichtigen Ziele der EU war die Selbstversorgung mit den wichtigsten Grundnahrungsmitteln. Die Lebensmittel sollten zudem billig sein, damit die Menschen auch möglichst viele Industrieprodukte und Dienstleistungen anschaffen konnten und können. Die Förderungen und Stützungen haben die Produktion weit über die Selbstversorgung hinaus wachsen lassen. Mittlerweile exportieren wir auch sehr viele Lebensmittel.

In Kap Verde fiel sofort auf, dass die einheimischen Produkte auf dem Markt meist mehr kosteten als die importierten, einerlei ob Kartoffeln aus Spanien oder Holland, Zwiebeln oder Knoblauch, alles was sich mit wenigen Problemen transportieren lässt. Eklatant wird es aber bei den nahezu unverderblichen Lebensmitteln: Reis, Weißes Mehl, Öl, bzw. Fett, Zucker, tiefgefrorene Geflügelteile, H-Milch oder Milchpulver.

Es gibt Untersuchungen, die zeigen, dass in Ländern des Südens die Rinder- und Ziegenhaltung stark zurückgegangen ist, seit dort vermehrt billige EU-Pulvermilch auf dem Markt ist. Die Ziegen- und Rinderhalter, vor allem die Jugendlichen, die es einmal werden sollten, sind wohl in die Städte abgewandert. Und von dort brechen wieder andere auf in die weite Welt.

In Südtirol wird keine Pulvermilch produziert. Es werden nur hochwertige, eher hochpreisige landwirtschaftliche Produkte exportiert. Und die verdrängen niemanden, oder?



Franz Egger

Zur Person:

Diplom einer landwirtschaftlichen Oberschule und Spezialisierung in tropischer und subtropischer Landwirtschaft; Studium der Soziologie;

1982-84 in der Entwicklungszusammenarbeit in Ecuador, mit Kakaobauern im Küstentiefland;

1992-94 mit einer Vereinigung Indigener Völker im ecuatorianischen Amazonasgebiet in einem Projekt zur nachhaltigen Bewirtschaftung ihres Landes;

1998 bis 2014 in Kap Verde: regelmäßig zum Einkellern und zwischendurch auch für längere Abschnitte, vier Mal mit einer Schülergruppe der Fachoberschule für Landwirtschaft.

Seit 1985 Lehrer an dieser Schule;
seit 1994 Bioobstbauer im Nebenerwerb;
seit 2015 gemeinsam mit Tochter Magdalena Produzent von Apfelsider.

“Food security exists when all people, at all times, have physical and economic access to sufficient, safe and nutritious food that meets their dietary needs and food preferences for an active and healthy life”

(FAO - Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen)



Frei, selbständig und selbstbestimmt.

Warum Ernährungssouveränität wesentlich ist.

Es geht nicht nur darum, jedem Menschen genügend Kalorien zum Überleben zu sichern. Daher hat „Via Campesina“, eine weltweite Vereinigung der Kleinbauern und Landarbeiter, den Begriff der Ernährungssouveränität geprägt.

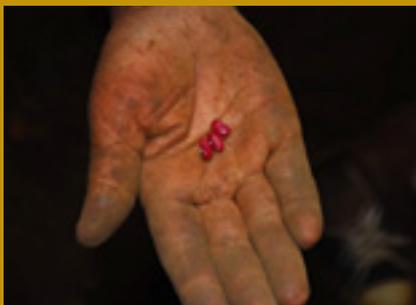
Gemeint ist damit das Recht der Völker auf gesunde und kulturell angepasste Nahrung, nachhaltig und unter Achtung der Umwelt hergestellt.

Sie ist das Recht auf Schutz vor schädlicher Ernährung. Sie ist das Recht der Bevölkerung, ihre Ernährung und Landwirtschaft selbst zu bestimmen. Ernährungssouveränität stellt die Menschen, die Lebensmittel erzeugen, verteilen und konsumieren, ins Zentrum der Nahrungsmittelsysteme, (...).

Sie verteidigt das Wohlergehen kommen-der Generationen und bezieht sie ein in unser vorsorgendes Denken. Sie ist eine Strategie des Widerstandes und der Zerschlagung derzeitiger Handels- und Produktionssysteme, die in den Händen multinationaler Konzerne liegen.

Die Produzierenden sollen in ihren Dörfern und Ländern ihre Formen der Ernährung, Landwirtschaft, Vieh- und Fischzucht selbst bestimmen können. Ernährungssouveränität stellt lokale und nationale Wirtschaft und Märkte in den Mittelpunkt. (...).

Ernährungssouveränität fördert transparenten Handel, der allen Völkern ein gerechtes Einkommen sichert und den KonsumentInnen das Recht verschafft, ihre Nahrungsmittel zu kontrollieren. Sie garantiert, dass die Nutzungsrechte auf Land, auf Wälder, Wasser, Saatgut, Vieh und Biodiversität in den Händen jener liegen, die das Essen erzeugen. Ernährungssouveränität bildet und stützt neue soziale Beziehungen ohne Unterdrückung und Ungleichheit zwischen Männern und Frauen, Völkern, ethnischen Gruppen, sozialen Klassen und Generationen.



Ernährungssicherheit im Süden - Was macht Sinn?

Beispiele der Caritas Meki in Äthiopien

Seit ich in Äthiopien arbeite, wo die Caritas der Diözese Meki tausende von Bauern begleitet, habe ich begriffen, wie intim Ernährung ist. Sie spielt sich in der Familie ab, fern von unseren Schreibtischen. Sie fußt auf Lebensgewohnheiten, die sich nur langsam verändern. Ernährungssicherheit heißt für mich inzwischen:

- Dass eine Frau in ihrem Hausgarten mehr als nur Kohl anbaut.
- Dass die Kinder in der Schule Trinkwasser haben und die Hände waschen.
- Dass ein Bauer seine Ernte einlagern und im Notfall zurückholen kann.
- Dass eine Frau mit ihrem Sparofen nur halb so viel Holz braucht wie sonst.
- Dass vier Hühner und ein Hahn einen kargen Innenhof bereichern.

Ich habe die Familien in Äthiopien immer wieder besucht – diese Bilder haben sich mir eingeprägt:



Ein simples Regenauffangbecken verwandelt ein karges Stück Land in einen Garten Eden. Plötzlich ist es möglich, einen Hausgarten zu bewirtschaften (fünf neue Gemüsesorten am Teller), Bohnen und Paprika zu pflanzen (die am Markt gute Erträge bringen), Bienen zu halten (ab dem dritten Jahr) und über die Pflanzung von Obstbäumen ein Mikroklima zu schaffen, in dem der Boden nicht mehr vertrocknet.

Sofern es zwischendurch regnet... womit ein Bauer im Süden nicht mehr rechnen kann: Klimawandel ist sehr real!



Ein Papaya-Hain in der Kleinstadt Meki: ein überraschendes Grün hinter einem Wellblechzaun. Eine sichere Ernte. Ein Vitaminstoß für die Kinder. Und vor allem: eine Mutter, die plötzlich eigenes Geld hat. Denn der Verkauf von Eiern oder Obst und Gemüse am Markt ist der Frau überlassen. Sie trifft zentrale Entscheidungen mit ihrem Einkauf am Markt. Was auf den Teller kommt, wird zu Hause kommentiert und vielleicht nicht gleich gutgeheißen. Deshalb ist der Austausch mit anderen Frauen so wichtig. Jede neue Essgewohnheit braucht eine Gruppe, die ihr den Rücken stärkt.



Einer der wichtigsten Schlüssel zu Ernährungssicherheit sind die **Spargruppen**: 20-25 Frauen treffen sich alle zwei Wochen im Kreis, legen kleine, vereinbarte Beträge in einer Metallbox mit drei Schlössern zurück und besprechen dabei ihre Erfahrungen mit ihrem Hausgarten, ihre neuesten Versuche und ihre Ideen für den Kleinkredit, den sie aus der Box beziehen können.

Das wichtigste: sie haben Spaß und eine etablierte Zeit für sich. Erst durch diesen Rückhalt können sich Dinge verändern. Diese Gruppe ist die Kraftquelle.



Wir haben auch versucht, Ernährungssicherheit im großen Stil zu ermöglichen, auf bewässerten Feldern. Rückblickend war das ein Fehler. Es hat erstens für wenige einen großen finanziellen Sprung ermöglicht – die Folge: großer Neid seitens jener, die nicht profitiert haben. Mit diesem Geld wurden zweitens leider eher Satellitenschüsseln als Nahrung gekauft. Lektion: Je kleiner der Gewinn, desto eher fließt er in Nahrung. Drittens wurden die Böden zu stark geflutet (endlich eine Wasserpumpe!): Versalzung, Nährstoffverluste und Erosion waren die Folge. Gut gemeint, wenig wirksam.



Nahrung beginnt im Boden: der ist leider im Süden durch Übernutzung und Kunstdünger oft stark beschädigt. In Äthiopien haben sich Bauern und Frauengruppen zur Handkompostierung zusammengesgeschlossen: eine mühsame Arbeit, um den Boden neu zu beleben. Warum es doch funktioniert? Weil sie bald merken, dass ein nährstoffreicher Boden die Feuchtigkeit länger hält, wenn es nicht regnet. Und weil das Kompostieren zu einem Fest geworden ist: mit einem eigenen Lied, zu dem die Bauern um die Kompostreihe tanzen. Nur wenn Freude dabei ist, bleiben wir dran!



Ernährung ist Frauensache, und jede Änderung fordert ihre Zeit. Deshalb ist der Sparofen zentral: er reduziert den Holzverbrauch um 60%. Das heißt für die Frau: nur zweimal in der Woche Holz tragen statt alle Tage. So hat sie Zeit für den Hausgarten. Nur wenn es gelingt, die Frauen erst zu entlasten, haben Neuerungen eine Chance. Und trotzdem brauchen sie Zeit und viele Kostproben, bis sich eine breitere Ernährung durchsetzt. Was wir gewohnt sind, hat Macht.

Das gilt leider auch für uns und unsere Nahrung...

Ein zentrales Thema bei Ernährung ist der **Kontext**. Wir alle wachsen mit Möglichkeiten auf, werden in sie hineingeboren. Diese zu ändern – und sei es noch so wichtig für die Umwelt und für die Gesundheit – ist schwerer als wir zugeben.

Im Norden müssen wir bedenken, was wir



mit unserem Kauf finanzieren: Welche Wasserquellen kappen wir? Wer hat unsere Nahrung unter welchen Umständen hergestellt? Wer erzieht die Kinder der Frauen, die im Akkord für unseren Konsum arbeiten? Sie leben gar nicht weit von uns entfernt. Und haben, wie wir, ein Recht auf Freude und Nahrung.



Hunger und Hoffnung in Afrika

Wenn ich an Äthiopien und den Hunger denke, habe ich zweierlei Bilder im Kopf: verdorrte Maisfelder und lange Schlangen vor den Kliniken; auf dem Boden hockende Mütter mit ihren erschöpften Kleinkindern. Immer wieder erschüttert es mich zu erleben, dass diese Mütter Jahr für Jahr nicht wissen, ob es genug zum Essen gibt, ob ihre Kinder, vor allem die kleinsten, überleben.

Auch die Wolkenformationen am Himmel tauchen auf, die kollektive, spürbare, alles übertünchende Sehnsucht nach Regen. Wolken, die sich immer wieder auflösen, ohne dass ein Regentropfen fällt.

Wenn ich von solchen Reisen heim komme, treibt mich die innere Frage: Wie schaffen wir die Verbindung zu dieser anderen Seite der Welt? Mit großer Dankbarkeit denke ich dann an die vielen Menschen in Südtirol, die über das Caritas-Projekt „Schenken mit Sinn“ tausende Frauen in Äthiopien mit einer Ziege, einem Esel, ein paar Hühnern, ein paar Bäumen beglückt haben. Die Tiere haben die Dürre im vergangenen Jahr zum Glück überlebt. Nur ein paar Jungtiere haben wir leider verloren.

Diese Verbindung gibt Hoffnung. Dazu gehört auch das Bemühen der Bauern vor Ort, über Regenauffangbecken und das Pflanzen von Windhecken den Boden vor dem Austrocknen zu schützen. Die ersten 30 der von der Caritas geschulten 1.400 Bauern haben diese mühsame Arbeit schon hinter sich. Davon erhoffen sie sich eine bessere Ernte und die Erträge der Futtermittel, die sie entlang der Maisfelder angepflanzt haben. Das alles sind wertvolle Maßnahmen gegen Überweidung und Erosion- und gegen den Hunger, der mit der Ernte gebannt wird.

Der stärkste Hebel, so gering er auch scheinen mag, sind die Frauen, die in ihrer Spargruppe alle zwei Wochen 50 Cent pro Kopf beiseite legen. Diese minimalen Summen schaffen Sicherheit durch den Rückgriff auf Reserven und kleine Kredite. Vor allem aber schaffen sie ein Gefühl der Selbständigkeit und ein Netzwerk, das einzelne Schicksale auffängt. Außerdem geben diese Gruppen tausenden Frauen eine gemeinsame Stimme.

Der Stolz und das Lachen dieser Frauen begleiten mich. Ich habe mich anfangs gefragt, wie sie bei so großer Unsicherheit ihren Mut bewahren. Heute weiß ich es: durch Teilen und gegenseitiges Helfen. Da können wir einiges lernen.



Judith Hafner

Verantwortlich für die Auslandsarbeit
Caritas Bozen

Gekürzte Fassung - für den vollständigen Text siehe bit.ly/mahlzeitbook

AFRIKA. DER VERGESSENE KONTINENT – NEU ENTDECKT?



Die Autorin:

Mag. Gudrun Hagen widmet sich als Sozialhistorikerin interdisziplinär vergleichender Verhaltensforschung. Sie besucht seit 25 Jahren Subsahara-Afrika (9 Länder).

1995 gründete Gudrun Hagen den Verein Ekando Kumer und leitet Schulbildungsprojekte im Senegal und im Sudan, dazu Kampf gegen Genitalverstümmelung.

Gudrun Hagen betreut die Patenkinder im Senegal jährlich vor Ort.



Babies sind immer dabei, in einem Tuch am Rücken getragen – diese absolute frühkindliche Geborgenheit prägt für's ganze Leben



Im Sudan wurden vor Projektbeginn über 90% aller Mädchen genitalverstümmelt. Eine Ärztin klärt die Mädchen über Genitalverstümmelung auf.

Unser Deal: Für Mädchen, die nicht genitalverstümmelt werden, finanzieren wir Schulbildung

Afrika – seit Jahrzehnten gebrandmarkt als Hort von Hunger, Armut, Krankheit, Krieg, Korruption, Kriminalität – rückt seit einigen Jahren ganz anders ins Rampenlicht. Dieser Beitrag soll den Blick auf die Vielfalt der Perspektiven und Realitäten in Subsahara-Afrika fokussieren.

Der Afrika-Boom

Schon 2012 schrieb „Der Spiegel“: „Die Wirtschaft südlich der Sahara boomt.“ 2015 brachten A. und F. Sieren das Buch heraus: „Der Afrika-Boom, die große Überraschung des 21. Jahrhunderts“. „Afrika ist fast so groß wie der Mond. Die Fläche des Kontinents ist größer als die der USA, Chinas, Indiens, Japans und Europas zusammen.“ Sie betonen, dass fast ein Drittel der 1,2 Milliarden Menschen Afrikas zu einer konsumfreudigen Mittelschicht zähle, was dem Kontinent als Absatzmarkt und Handelspartner eine neue Bedeutung verleihe. Dazu komme, dass 6 von 10 der am schnellsten wachsenden Ökonomien der Welt in Afrika liegen mit einem Wirtschaftswachstum von über 6% und sogar 2-stelligen Raten.

Die Rede ist von jenen Staaten, die über die wichtigsten Rohstoffe der Welt verfügen: Öl, Gold, Diamanten, Coltan, Platin, Uran, Eisenerz, Kobalt, Nickel, Kupfer. Doch die Gewinne konzentrieren sich vielfach noch immer in wenigen Taschen einer superreichen Elite, die ihre Vermögen im Ausland parkt, statt diese im eigenen Staat zu investieren. Sie könnte die Wirtschaft durch Investition in produzierende Unternehmen diversiver und weniger abhängig von Weltmarktpreisen für Rohstoffe und den entsprechenden Manipulationen machen.

„Die Party ist vorbei“

titelten A. und S. Brocza in „International“ 1/2016. Wirtschaftliche Schwierigkeiten in China bremsen die Nachfrage nach Rohstoffen, sodass afrikanische Minen und Bergwerke schließen müssen. Wer sich auf den Öllexport verließ, statt sich um eine breitere Wirtschaft mit produzierenden Unternehmen zu bemühen, bezahlt diese Abhängigkeit angesichts des Öl-Preisverfalls mit einer gefährlichen Stagnation. Hunderttausende verlieren ihre Arbeitsplätze.

Bauern enteignet / Küsten leer gefischt

Die Landwirtschaftsflächen im Sudan „können“ die gesamte Weltbevölkerung ernähren, sagt der Schweizer Soziologe und UNO-Beauftragte Jean Ziegler.

Wenn allerdings das exportorientierte Land Grabbing („Brandbeschleuniger für Flüchtlingsströme“ nennt es die Solidarwerkstatt) weiter voran schreitet, bei dem die Landbevölkerung durch skrupellose Investoren enteignet wird, werden die vertriebenen Bauern verhungern. Doch diese sind es kaum, die den Weg nach Europa schaffen. Auch nicht jene, deren Ernten aufgrund des Klimawandels nicht mehr zum Überleben reichen. Aber die Fischer, deren Boote leer bleiben, seit internationale Fischfangflotten (auch mit EU-Subventionen!) viele Küsten leergefischt haben, sie schaffen den Weg nach Europa, dank ihrer Schiffe. Allerdings kommt nur die Hälfte jemals an. Wie groß muss die Verzweigung sein, dass dieser Ausweg bei so wenig Überlebenschance riskiert wird?

Ein Marshallplan für Afrika?

Es klingt schon an, weshalb das europäische Interesse an Afrika erwacht ist: es ist die Angst vor den Flüchtenden. Europa diskutiert einen Marshallplan für Afrika: ein Hilfspaket? Eine Fluchtursachen-Bekämpfung?

Höchst fragwürdig sind Freihandelsabkommen mit Staaten, die ihrerseits nichts anzubieten haben, was die EU als Standard-gemäß definiert. So wurden durch den EU-subventionierten zollfreien Billigimport von Hühnerteilen hunderte Betriebe in Ghana zerstört und tausende ArbeiterInnen auf die Straße gesetzt. Diese sind es, die in die EU flüchten und dann als Sklaven in Metzgereien Süditaliens enden.

Rohstoffe-Export darf nicht mehr vorrangige Einnahmequelle sein. Gefördert gehören Start ups, die Wissen und Daten nutzbar machen sowie verarbeitende Industrie. "We are dreaming of selling chocolate and textiles, not cocoa and cotton – Wertschöpfung ist der Schlüssel," brachte es Sierra Leones next presidential candidate Kandeh Yumkella auf den Punkt, am 5. Sept. in der WKÖ.

Business & Development - ein interessanter Ansatz, und wichtig, auch für uns, aus vielfältigsten Gründen, nicht nur als Absatzmarkt und Fluchtverhinderungsstrategie.

Der neue Mittelstand, ein Gradmesser für Entwicklung

Afrika mit seinen 54 Staaten und hundert Ethnien und Sprachen zeichnet sich aus durch eine große auch kulturelle und ökologische Vielfalt.

Afrikas Bevölkerung ist jung und voll Tatkraft. Ihre Zahl von 1,2 Mrd ist kein Grund zur Angst vor einer Bevölkerungsexplosion, - schon gar nicht, wenn man bedenkt, dass China allein über 1,3 Mrd. Einwohner hat, wie auch Indien.

Afrikanische Politiker sprechen stolz von „Bevölkerungspotenzial“ – auch angesichts der prognostizierten Verdoppelung bis 2050.

46 Millionenstädte gibt es in Afrika, auch bedingt durch die Landflucht. Diese hat viele Gesichter, nicht nur manuelle Ackerbaumethoden, ineffiziente Viehhaltung und Verödung durch den Klimawandel.

Doch die Hoffnung auf ein menschenwürdiges Überleben in Städten erfüllt sich oft nicht. Nicht einmal in den Slums finden alle ein Dach über dem Kopf. In vorindustriellen Städten gibt es nicht genug Arbeitsplätze für zumeist analphabetische Zuwanderer. Über 50% der Bevölkerung überleben am informellen Sektor, vielfach durch Verkauf am Straßenrand.

Ein Gradmesser für den Entwicklungsstand einer Gesellschaft ist ein kaufkräftiger Mittelstand, sichtbar am Bauboom, auch in nicht-Boom-Staaten, sowie an Anzahl und Zustand der PKWs. Vor 20 Jahren waren etwa in Dakar, der Hauptstadt Senegals, ganz im Westen Afrikas, noch kaum Privatautos zu sehen. Jetzt nimmt Dakar es diesbezüglich durchaus mit Südeuropa auf.

Der neue Mittelstand Afrikas kann sich professionelle Bildung für den Nachwuchs leisten und gibt Anlass zur Hoffnung auf demokratiepolitischen Fortschritt. Dieser wird sich Korruption, schwerfällige Bürokratie und diktatorische Gewaltherrschaft nicht mehr gefallen lassen. Er ist gut vernetzt und holt sich Informationen, die ihm seine Medien vorenthalten, aus dem Internet. Japan und China haben dafür gesorgt, dass auch entlegene Gebiete Afrikas per Handy erreichbar sind. Die Wachstumsrate an Mobiltelefonen in Afrika ist die größte weltweit. Fast jeder und auch jede besitzt eines. Und dank einer Erfindung in Kenia wird es auch zunehmend für Geldtransfer benutzt, denn Bankkonten sind rar. Noch vor 15 Jahren waren 90% der Frauen am Land Analphabetinnen, betrieben Tauschhandel und konnten Geld nicht zählen. Jetzt haben viele gelernt, ihr Handy zu bedienen.

Der skizzierte Aufschwung in Afrika darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass gut die Hälfte der afrikanischen Bevölkerung daran nicht teil hat. Sie leben in selbstgebauten Lehmhütten und schlafen auf einer selbst geflochtenen Strohmatten auf dem Lehm Boden.

Gesundheitswesen und Bildung

Wo keine Gewinne zu erzielen sind, gibt es keine Investition und kaum Entwicklung.

Von Schulbildung sind immer noch fast 50% Kinder ausgeschlossen: kein Geld für Schulgeld, Hefte und Bücher, sowie Schuhe und eine Schuluniform. Ohne Geld kein Zugang zu Bildung!

Auch die Gesundheitsversorgung liegt im Argen: Die Ärzte sind gut ausgebildet, aber es gibt kaum welche, kaum Krankenhäuser, schlecht ausgestattet (abgesehen von jenen für die Upper Class). Ein Arzt auf 80.000 Einwohner etwa im Senegal, 200km weit keine Arztpraxis im Sudan sowie 1000 km weit kein Röntgengerät, kein Labor ...

Bildung – der Ausweg aus Armut und Gewalt!

"Afrika braucht mindestens 2,5 Millionen Ingenieure, um die wichtigsten Aufgaben – von sauberem Wasser bis zum nachhaltigen Städtebau – zu lösen. Und noch mehr Lehrer, Ärzte und Agrarexperten", berichtete „Die Zeit“ im April 2016 vom „Next Einstein“-Forum in Dakar/Senegal.

Alle 10 Länder mit der höchsten Analphabetenrate weltweit liegen in Afrika. Das ist kein Zufall! Das hat Geschichte:



So wohnt in Afrika ein Drittel der Bevölkerung – Dörflicher Wohnstil, in Dörfern leben 2/3 der Bevölkerung so.



In Ziguinchor, der Landeshauptstadt der Casamance im Süden Senegals.

Arme (ein Drittel- sie haben weniger als 1US pro Tag)+die neue Middleclass (etwa ein Drittel) leben nebeneinander.

Das restliche Drittel hat auch weniger als 2 US pro Tag und liegt dazwischen.



Städtischer Wohnstil für ein Drittel der Bevölkerung



Kein einziges Mädchen konnte 2004 zu Beginn des Sudan-Projektes eine Schule besuchen, und es gab auch keine Schulklassen. In Österreich verweigerten das Land Salzburg und die ADA (Austrian Development Agency) jegliche Förderung.

Was tun, als wir durch Zeitungsbeiträge Patenschaften für 260 Mädchen bekamen?

Lösung:

In Afrika muss jeder Mann Lehmziegel herstellen und daraus ein Haus bauen können. Ich ließ Männer suchen, die schon in ihrer Herkunftsregion Schuldirektoren waren, und schlug ihnen vor:

“Baut mit engagierten LehrerInnen und mit der Dorfgemeinschaft Schulklassen und führt sie als Privatschulen. Wir finanzieren euch den Unterhalt über die Patenschaften der Mädchen”.

Ein Blick auf die Schulbesuchsraten 1960, am Ende der Kolonialherrschaft erklärt vieles – drei Beispiele:

1. In Senegal besuchten 1960 nur 12% der Kinder eine Volksschule.

Was Senegal mit 90% AnalphabetInnen von 1960 (und heute immer noch 60% AnalphabetInnen) inzwischen erreicht hat, ist äußerst bewundernswert und zeugt von vielfältigsten Potentialen!

2. In Nordnigeria besuchten 1960 nur 0,3% der Kinder eine Volksschule! Welche Entwicklung ist bei 99% Analphabeten in 55 Jahren zu erwarten? Zumal der Staat seine Ömilliarden anderweitig verstreut hat. Da braucht man sich über Boko Haram und den Terror, der Schulbildung als Teufelswerk verurteilt, nicht zu wundern!

3. Das Vorenthalten der Schulbildung war auch im Südsudan koloniale Strategie. Noch heute sind 75% aller Erwachsenen Analphabeten, Frauen über 80% (dazu weltweit höchste Müttersterblichkeit). Die SPLA-Soldaten wurden meist als Kinder rekrutiert und haben jahrzehntelang nichts anderes gelernt als rauben, morden, vergewaltigen. Neokoloniale Machtinteressen tragen die Hauptschuld. Und jetzt scheint die Eigendynamik nicht mehr zu stoppen: Die gesamte Macht, Verwaltung und Ressourcenverteilung liegt in den Händen der Dinka (Ethnie des Präsidenten, 35% der Bevölkerung). Dagegen setzen sich die anderen zur Wehr.

Der Südsudan, eine der fruchtbarsten Regionen Afrikas, wird seit Jahrzehnten durch Hilfsgelder ernährt. Die Ömilliarden verschwinden in privaten Taschen, deponiert im Ausland.

Zusammenfassung:

Afrika, ein Kontinent der Gegensätze: Versklavt und ausgebeutet. Reich, und noch immer zu arm. Steinzeitliche Lebensformen neben Hightech. Trotz minimalster Voraussetzungen und vieler Versäumnisse machte Afrika in 55 Jahren enorme Entwicklungsschritte. Große Hoffnungen sind berechtigt, auch im Sinne Yumkellas: Ihr habt Angst vor einer Million AfrikanerInnen? Eine Milliarde werden kommen, als kaufkräftige Touristen und Geschäftsleute, wenn ihr uns nicht behindert (5.9.2017, WKÖ, Marshallplan-Forum) .

Cambiamo il futuro delle migrazioni

Investiamo in sicurezza alimentare e sviluppo rurale.

Il mondo è in movimento. Il più alto numero di persone mai registrato dalla Seconda Guerra Mondiale è stato costretto ad abbandonare le proprie case a causa dell'aumento dei conflitti e dell'instabilità politica. Ma anche la fame, la povertà, ed un incremento degli eventi meteorologici estremi legati ai cambiamenti climatici sono fattori importanti che contribuiscono alla sfida della migrazione.

Spostamenti così imponenti di persone oggi presentano delle sfide complesse che esigono un'azione globale. Molti migranti arrivano in paesi in via di sviluppo creando tensioni laddove le risorse sono già scarse, ma la maggioranza, circa 763 milioni, si spostano nell'ambito dei propri paesi anziché all'estero.

I tre quarti degli estremamente poveri basano il proprio sostentamento sull'agricoltura o altre attività rurali. Creare le condizioni che permettano alle persone rurali, specialmente ai giovani, di rimanere nel proprio paese, qualora sussistano le condizioni di sicurezza, e di disporre di mezzi di sussistenza più resilienti, è una componente cruciale di qualsiasi piano per affrontare la sfida della migrazione.

Lo sviluppo rurale può affrontare i fattori che costringono le persone a spostarsi creando per i giovani opportunità di lavoro ed impieghi che non siano unicamente basati sulle coltivazioni (ad esempio piccole imprese casearie o avicole, della lavorazione di generi alimentari o di orticoltura). Può anche portare ad un incremento della sicurezza alimentare, a mezzi di sostentamento più resilienti, ad un migliore accesso alla protezione sociale, alla riduzione dei conflitti sulle risorse naturali ed a soluzioni al degrado ambientale ed ai cambiamenti climatici.

Investendo nello sviluppo rurale, la comunità internazionale può inoltre trarre vantaggio dal potenziale della migrazione per sostenere lo sviluppo e contribuire alla capacità di recupero delle comunità dislocate e ospitanti, ponendo le basi per una ripresa a lungo termine ed una crescita inclusiva e sostenibile.

*FAO - Giornata mondiale dell'alimentazione
16 ottobre 2017*



La fame è proprio un brutto male.

È molto difficile descrivere ciò che essa provoca a chi non l'ha provata in forma permanente. La fame non tocca solo il corpo, che diventa più debole, più magro, più esposto alle malattie. La fame tocca anche l'essenza profonda delle persone che la soffrono. Quando per una mamma la preoccupazione più grande di ogni giorno è "cosa darò da mangiare oggi ai miei bambini?", a questa donna spesso non resta spazio, tempo, voglia e possibilità di affrontare altri problemi e rivendicare altri diritti. Prima bisogna difendere la vita, la sopravvivenza, poi viene la qualità della vita e tutto il resto. È un'ironia della sorte che in Ecuador le persone più denutrite siano proprio i figli di coloro che producono alimenti, cioè i contadini e gli indigeni. La spiegazione di questa situazione quasi incomprensibile è legata a secoli di sfruttamento ed emarginazione.

Oggi sappiamo che qui in Ecuador sconfiggere la fame è possibile. È una certezza alla quale si arriva dopo il fallimento di tante proposte fatte ai contadini sia da parte di chi pretendeva di sapere di più dei contadini che sono tutti i giorni a contatto con la loro terra, sia da parte di chi aveva l'interesse economico di vendere più fertilizzanti di sintesi, più agrochimici e più macchinari.

Il fallimento più clamoroso è stato quello della "rivoluzione verde" lanciata dagli USA negli anni sessanta del secolo scorso, che certamente ha fatto arricchire i latifondisti, ma ha indebitato e impoverito i contadini minifondisti. In Ecuador il 2,3% delle famiglie e imprese più ricche possiede il 42,3% delle terre coltivabili, mentre il 63,5% delle famiglie rurali povere può lavorare solo il 6,3% delle terre.

A queste ultime famiglie, che sono più di 560.000 (circa due milioni e mezzo di persone) e possiedono in media 1,3 ettari di terra, si dirige il FEPP con la proposta chiamata SIPAS (sistema integrale di produzione agrozoootencia sostenibile).

Il FEPP è il Fondo Ecuatoriano Populorum Progressio, un fondo di credito per lo sviluppo dei popoli, nato nel 1970 con l'ispirazione e gli obiettivi dell'omonima enciclica di Paulo VI per promuovere la produzione comunitaria e familiare ed eliminare l'usura.

Nel FEPP abbiamo imparato che "sconfigge la povertà chi produce più di quanto consuma". Abbiamo pure imparato che "senza soldi non si fa sviluppo, ma solo con i soldi non si genera uno sviluppo equo e sostenibile".

Con la proposta SIPAS, già accettata da circa 26'000 famiglie contadine e indigene pretendiamo che i produttori minifondisti raggiungano almeno 6 obiettivi:

1. Mangiare meglio a casa loro, consumando i prodotti che salgono dagli orti (verdure, ortaggi, frutta), dai campi (cereali, erba) dall'allevamento (latte, uova, carne e altri derivati dei bovini, ovini, porcini, animali da cortile, animali da gabbia, conigli, porcellini d'India, pesci e api)
2. Produrre beni sani, vegetali e di origine animale, da portare al mercato locale per rifornirlo a Km. 0 e garantire la sicurezza alimentare nel territorio
3. Recuperare la fertilità e soavità del suolo usando concimi naturali (letame, compost, humus) ed evitando tecnologie meccaniche e

chimiche che causano erosione e avvelenano la terra, oltre a danneggiare la salute delle persone

4. Diversificare al massimo la produzione animale e vegetale, evitando il monocultivo, in modo da avere ogni giorno un'alimentazione completa per la famiglia e ogni settimana qualcosa da portare al mercato
5. Trattare con affetto la Madre Terra affinché le prossime generazioni la ricevano meglio di come sta adesso
6. Aumentare le entrate mensili delle famiglie.

I SIPAS richiedono contadini decisi e coscienti. Non è facile per loro rompere le catene che li tenevano legati a una visione fatalista della loro realtà di povertà e di sfruttamento. I primi a comprenderlo non sono stati i campesinos più bisognosi, né quelli più benestanti, ma quelli che vincono la paura, quelli che partecipano ai corsi di formazione, quelli che lavorano non solo con le mani, ma anche con la testa.

Quando sono più di 25'000 le famiglie che hanno accettato di lavorare la loro poca terra con il metodo SIPAS, si può tentare di fare un bilancio dell'esperimento.



Il FEPP lo ha fatto ottenendo questi risultati principali rispetto ai cambiamenti introdotti.

- La famiglie vedono la loro proprietà con una visione d'insieme, in modo che i vari componenti interagiscono fra loro in funzione di una produzione sostenibile.
- Le famiglie rurali hanno preso coscienza dell'importanza di conservare le risorse naturali.
- Si è lavorato molto per ottenere una produzione sana, utilizzando esclusivamente letame organico ed evitando l'uso di fitofarmaci velenosi. Nonostante ciò, non possiamo ancora affermare che tutta la produzione possa considerarsi organica, perché la purificazione dei suoli precedentemente contaminati dura almeno cinque anni
- Molte famiglie che prima si dedicavano al monocoltivo (o solo patate, o mais, o riso, o fagioli su tutta la superficie disponibile), adesso coltivano fra 20 e 30 prodotti agricoli e allevano fra 5 e 10 tipi di animale in spazi ristretti, ciò che permette la raccolta e l'uso del letame.
- Nei mercati dei paesi dove varie famiglie contadine fanno SIPAS si sono aperti spazi riservati esclusivamente ai prodotti organici.
- I contadini stanno imparando a distinguere la verità dalla falsità, quando vengono bombardati dalla propaganda delle case commerciali, che promuovono un'agricoltura chimica e meccanica.
- I SIPAS, quando c'è acqua, sono sempre verdi. Non si perde un solo metro di spazio. Portare a tutti i SIPAS, specialmente nella zona Andina, un pò d'acqua per l'irrigazione è un compito da svolgere nei prossimi anni.
- Le donne e gli uomini, nel seno della famiglia, decidono che lavori fare, come e quando farli. Si condividono responsabilità, decisioni e risultati. Si rafforza l'unità della famiglia con una maggiore equità e rispetto.
- Aumenta la produttività del suolo e degli

animali. Con più cure e una miglior alimentazione, le mucche che facevano 5 litri di latte al giorno, adesso ne fanno fino a 15. Le piante ben potate e concimate raddoppiano la produzione di frutta.

- Alcune comunità creano nuovi posti di lavoro, specialmente per i giovani, aggregando valore alla loro produzione. Fanno burro, formaggio, marmellate, farine, insaccati, cioccolato, ecc.
- Dal punto di vista economico, le famiglie che lavorano con il metodo SIPAS hanno raddoppiato e anche triplicato le loro entrate. Molte di loro hanno superato la soglia della povertà, ossia hanno a disposizione più di due dollari al giorno per ciascuno dei suoi componenti.

C'è ancora tanta fame di cibo nel mondo. Noi sappiamo che è un'assurdità, perché il nostro pianeta Terra, ben lavorato, può dar da mangiare a tutti.

La sconfitta della fame materiale porta inevitabilmente le persone a scoprire altre esigenze derivanti dall'essenza stessa degli esseri umani, forme di fame legate alla crescita integrale delle persone: dignità, spiritualità, etica, libertà, democrazia, pace, felicità, amore, ecologia...

"Investiamo in umanità" è lo slogan del FEPP. I contadini indigeni ci hanno insegnato che l'obiettivo finale dello sviluppo è volersi più bene, essere felici e vivere in pace.



José (Bepi) Tonello è stato per molti anni Direttore esecutivo del Fondo Ecuatoriano Populorum Progressio (FEPP), fondazione nata nel 1970 per promuovere lo sviluppo rurale. All'interno del FEPP lavorano 570 persone che prestano servizi a oltre 150.000 famiglie.

Tonello è presidente della banca "Desarrollo de los Pueblos" (CODESARROLLO), che presta servizi finanziari a chi non riesce a farsi servire dalle grandi banche tradizionali.

"Buen vivir"

Progetti di sviluppo locale per costruire speranze

In viaggio con José Tonello (FEPP) nelle terre andine dell'Ecuador

Un tema centrale, in Ecuador, è l'abbandono delle aree rurali a favore delle periferie urbane. Una tendenza, apparentemente incontrovertibile, che si configura con una moltitudine d'individui relegati in quartieri invivibili e sovrappopolati. D'altro canto, le voci che abbiamo ascoltato, raccontavano di come la città offra maggiori garanzie a livello educativo e sanitario. Garantire alla prole l'opportunità di vivere in città, per studiare o lavorare, viene reputato un dono da parte dalla famiglia. I grandi centri urbani affascinano soprattutto i giovani. Promettono dinamicità rispetto alla staticità della campagna, dove la vita segue i ritmi scanditi dalla natura. La metropoli può essere un luogo di fortuna, può altresì rivelarsi un ingranaggio nel quale finire stritolati.

Si perdono così, tradizioni plurisecolari. L'orgoglio di indossare il poncho originale della propria etnia sparisce, assieme all'accesa competizione manifatturiera. Ciò porta ad un progressivo dissolversi dell'identità territoriale ed al deterioramento del tessuto sociale. (Fabio Capoferri)

La porta d'entrata in terra ecuadoriana si chiama Quito. L'estesa capitale riflette immediatamente spettacolarità e contraddizioni. Avvolta da montagne verdeggianti custodisce un centro storico d'inestimabile valore artistico. Qui, in molti vivono in condizioni precarie e pagano a caro prezzo la loro istanza in questo contorno meraviglioso. Più a nord, invece, gli edifici moderni compongono il cuore commerciale della città. Dove, pochi approfittano della ricchezza prodotta dal paese.

L'ambivalenza sarà nostra fedele compagna di viaggio.

Incontriamo José Tonello, affettuosamente chiamato Bepi. Trasferitosi in Ecuador dopo l'infanzia italiana, è ora il Presidente del GsFepp: Grupo Social Fondo Ecuatoriano Populorum Progressio.

Percorriamo con Bepi il tragitto dalla città di Quito a quella di Ibarra, nei cui pressi terrà una riunione con i suoi collaboratori. In macchina, ricorda i primi passi mossi in questo paese, le lotte e il duro lavoro.

Oltrepassiamo la città di Ibarra e raggiungiamo la Comunidad Magdalena.

Leggi l'articolo intero: bit.ly/mahlzeitbook



Buen-Vivir – eine konkrete Utopie zu einem würdigen und guten Leben.

Im Gespräch mit Alberto Acosta

Auszug aus einem Interview der Zebra-Redaktion
(Matthäus Kircher und Verena Gschnell).

Für den vollständigen Text: bit.ly/mahlzeitbook



Der Ecuadorianer Alberto Acosta gilt als einer der prominentesten Kritiker des Entwicklungskonzeptes und hat als Präsident der verfassungsgebenden Versammlung wesentlich dazu beigetragen, die Weltanschauungen und nachhaltigen Lebenskonzepte der indigenen Völker seines Landes in die neue Verfassung Ecuadors mit einzubeziehen

Die Welt strebt vermeintlich nach Entwicklung, Sie halten das Konzept aber für gescheitert. Warum?

Ich weiß nicht, ob die Welt nach Entwicklung strebt. Die Menschen streben nach einem würdigen Leben. Wie das zu verstehen ist, sollten wir die Menschen selbst fragen. Ich halte nichts mehr vom Konzept der Entwicklung, weil ich im Lauf der Jahre verstanden habe, dass es in eine Sackgasse führt. Wie viele Länder haben sich entwickelt? Sind die sogenannten entwickelten Nationen tatsächlich entwickelt? Zudem müssen wir uns fragen, ob es überhaupt möglich ist, dieses vermeintliche Entwicklungsniveau auf der ganzen Welt zu garantieren. Und ich stelle fest, dass das schon aus dem ökologischen Gesichtspunkt heraus nicht zu bewältigen ist.

Die Alternative, die Sie vorschlagen, ist ein Konzept zum „guten Leben“, auch „buen vivir“ oder „Sumak Kaswasay“ genannt. Woher kommt dieser Vorschlag?

Dieser Ansatz kommt aus dem Denkraum indigener Völker. Ähnliche Konzepte tauchen sowohl in Südamerika als auch in Teilen Afrikas und Asiens auf. Sie können nicht ohne weiteres in der westlichen Welt übernommen werden. Die indigene Bevölkerung in Lateinamerika wurde und wird noch immer sehr stark marginalisiert und ich finde es besonders spannend zu beobachten, dass neue und zukunftsfähige Konzepte anscheinend immer häufiger aus der Peripherie kommen.

Was umfassen diese Ideen des Guten Lebens?

Sie umfassen eine neue Lebensauffassung, eine andere Weltanschauung. Das gute Leben in den indigenen Gemeinschaften beinhaltet eine harmonische Beziehung mit der Natur und eine

gleich wichtige harmonische Beziehung mit den Mitmenschen. Es geht nicht um die Anhäufung materieller Dinge, sondern um Solidarität. Nicht um Egoismus, sondern um gemeinschaftlichen Sinn. Es geht nicht um Wachstum, sondern um Nachhaltigkeit. Nicht nur um Effizienz, sondern um Suffizienz; also Maßhalten, Bescheidenheit. An diesem Punkt gelangen wir zu den großen Fragen unserer Zeit: Wie viel ist genug? Für wen? Wofür?

2008 war das entscheidende Jahr, in dem es gelungen ist, das „Buen Vivir“ in die Verfassung Ecuadors zu integrieren. Wie kam es dazu?

Die indigenen Gemeinschaften in Ecuador haben sich seit den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts verstärkt politisch engagiert und plötzlich war die Rede vom plurinationalen Staat, von kollektiven Rechten und von Rechten für die Pachamama – die Mutter Erde, oder eben vom guten Leben. Es kam zu einer gewissen Akzeptanz in Teilen der Bevölkerung und es war denkbar, dass uns die Indigenen ihre Lebensauffassung nicht nur zeigen, sondern sie auch auf unsere Gesellschaft übertragen könnten. In diesem Rahmen sind diese Ideen schließlich in die Verfassung aufgenommen worden.

War dieser Prozess schwierig?

Dieser Prozess war nicht unbedingt sehr schwierig, denn ich muss gestehen, dass die Diskussion nicht in jedem Moment besonders tief war. Es gab Leute, die sich stark gegen diese Anschauungen wehrten und behaupteten, dass diese Ideen zurückgewandt seien und sie uns zurück in die „unzivilisierte Welt“ führen würden. Andere haben gesagt es seien sozialistische Ideen. Das Konzept des „buen vivir“ wurde nicht richtig verstanden. Aber trotzdem war es unglaublich wichtig, dass diese Inhalte in der Verfassung verankert wurden, auch wenn sie nicht in die Praxis umgesetzt worden sind. Ein Schritt in Richtung Dekolonialisierung ist gemacht. Und wir müssen uns alle noch von diesem kolonialen Gedanken befreien, in dem der sog. Westen der restlichen Welt vorgibt was „richtig“ und was „falsch“ ist oder was als erstrebenswert gilt.

In Ihrem Buch sprechen Sie auch von der Emanzipation vom Eurozentrismus. Also von der Bemühung, die Welt nicht einzig durch die europäische Brille zu betrachten. Wie kann diese Sichtweise überwunden werden? Von Europäer*innen und Südamerikaner*innen?*

Diese Forderung geht ganz klar an beide Seiten. Das Gedankengut, das aus Europa kam, wie Liberalismus oder das gesamte Christentum, wurden weit verbreitet. Aber Europa ist nicht mehr der Kontinent der Lichter, der er etwa zur Zeit der Aufklärung war. Die Europäer*innen lernen zu wenig aus ihrer Geschichte. Europa hat seine Werte in den Museen versteckt.

Beide Seiten müssen einen Dekolonialisierungsprozess in Gang setzen. Europa muss verstehen, dass sein propagiertes Modell der Ausbeutung nicht zukunftsfähig ist.

Beim Konzept des „Buen vivir“ und somit auch in der Verfassung Ecuadors wird die Natur zum Rechtssubjekt. Das heißt sie, oder jemand stellvertretend für sie, kann Rechte für die Natur einklagen. Warum ist das wichtig und was bedeutet das?

Das ist entscheidend wichtig. Für die indigenen Völker stellt die Natur die Basis jeden Lebens und damit auch die Basis der gesamten Menschheit dar. Ohne Natur können wir nicht leben. Wir sind nicht nur ein Teil der Natur – wir sind Natur und das ist das Entscheidende. Aber diese Ideen sind auch in anderen Teilen der Welt präsent. Albert Schweizer hat sich etwa mit diesen Gedanken auseinandergesetzt oder auch der italienische Schriftsteller Italo Calvino,

Bleibt die Realisierung eines guten Lebens für alle letztlich also eine Utopie?

Es ist eine Utopie. Es klingt nach Utopie. Aber wir müssen diese Utopie machbar machen. Ganz im Sinne von Ernst Bloch, der von der „konkreten Utopie“, also einer, die auch verwirklicht werden kann, gesprochen hat. Eine Utopie ist gut, um weiter zu marschieren, um Orientierung zu gewinnen, aber einholen werden wir sie womöglich nicht.

„(M)ein Höfl in den Anden“

Südtiroler Patenschaft zur Unterstützung von Bauernfamilien in Ecuador



Warum sich nicht mit einem kleinen Höfl in den Anden beschenken? Auch wenn man sich nicht selbst an den Früchten dieses Hofes erfreuen kann? Doch braucht es wenig Vorstellungskraft, um die Freude jener Menschen mitvollziehen und teilen zu können, die in diesem Höfl eine Heimat finden, aus der sie nicht abwandern müssen, weil genau zum Essen da ist.

Diese Patenschaft ermöglicht:

- Hunderten von Bauernfamilien eine Hilfe gegen Armut und Unterernährung.
- Die Sicherung des Ackerlandes für die Bauern; die Äcker müssen nicht mehr aufgrund finanzieller Schwierigkeiten und Wucherzinsen an Spekulanten verkauft werden.
- Bäuerinnen und Bauern müssen nicht mehr in die Städte bzw. ins Ausland abwandern.



Ziele des Projektes:

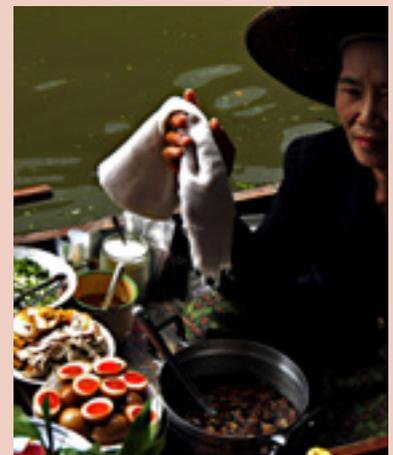
- Ernährungssicherheit: Von Hunger und Unterernährung bedroht sind vor allem die Kleinbauernfamilien bzw. die Familien von Landarbeitern. Das SIPAS-Projekt (nähere Beschreibung weiter unten) zielt darauf ab, Qualität und Vielfalt der Ernährung zu sichern: mehr Vitamine durch den Anbau von Obst und Gemüse, mehr Kohlenhydrate durch den Anbau von Getreide und Knollenfrüchten, mehr Proteine von Hülsenfrüchten, Eiern, Milch, Fleisch und Fisch.
- Stärkung der lokalen Wirtschaft: Reduzierung der Transportwege und der Verpackung, Förderung der lokalen Märkte, Abbau der Verschuldung und der Abhängigkeit von Wucherzinsen auf Kredite.
- Verbesserung der Bodenfruchtbarkeit durch Zugabe von Mist (Kleintierhaltung) und Kompostierung
- Bessere und nachhaltige Nutzung der kleinen landwirtschaftlichen Flächen: z.B. durch Errichtung von Fischteichen (Forellen- und Karpfenzucht) in 10 qm großen Becken, Bienenzucht auf 4 qm Fläche, Hecken mit nutzbaren Beerenpflanzen usw.)

Sichere Nahversorgung ist nicht nur im Katastrophenfall wichtig

2011 wurde Thailand Opfer einer Katastrophe. Unkontrollierbare Wassermassen bahnten sich ihren Weg in Städte, Häuser, Zimmer. Besonders stark getroffen hat es unter anderen drei Regionen nördlich von Bangkok, Ayutthaya, Pathum Thani und Nonthaburi.

Eines der größten Probleme bei Überschwemmungen ist die Versorgung mit trinkbarem Wasser und Nahrung. 2011 war diese Versorgung besonders schwer, und nicht nur in den überschwemmten Gebieten Thailands.

Was vielen Menschen in Thailand geholfen hat, waren die wenigen lokalen Produzenten, die noch übrig waren. Es gab es zum Glück noch ausreichend unabhängige Geschäfte und Frischmärkte.



Der vollständige Beitrag
von Sophie Baumgartner
- Weltladen Bozen -
in der online-Version
bit.ly/mahlzeitbook



Viva Fair Trade

Das Kunsthandwerk in Indonesien ist auch heute noch von großer wirtschaftlicher und kultureller Bedeutung.

Ganze Dörfer leben davon, und viele Kleinbauern und Bäuerinnen sind auf den Nebenverdienst durch das Kunsthandwerk angewiesen, da ihr Einkommen aus der Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten ständig geringer geworden ist. Der Grund dafür liegt zum einen im hohen Bevölkerungswachstum und zum anderen im indonesischen Erbrecht, das das Land der Eltern auf alle Kinder verteilt. Dadurch werden die zu bebauenden Parzellen ständig kleiner und können die Familien kaum noch ernähren. Viele sehen in der Herstellung von Gebrauchsgütern und Kunsthandwerk eine Alternative zur Landwirtschaft.

Die Fair Trade Organisation Mitra Bali unterstützt sie bei der Vermarktung ihres Handwerks zu Bedingungen des Fairen Handels.

Im Fall der Schnitzer*innen der Ortschaft Abuan in Bangli, wo vor allem Albisia-Holz zu diversen Schnitzfiguren verarbeitet wird, unterstützte Mitra Bali die Produzent*innen bei der Gründung ihrer Kooperative im September 2007 mit dem notwendigen Startkapital und Beratung. Heute stellen die 26 Mitglieder der Merta Sari Coop, die vor allem von der Landwirtschaft leben, Holzprodukte her, die über Mitra Bali vertrieben werden. Zusätzlich bietet die Kooperative ihren Mitgliedern Zugang zu Krediten, einem Sparprogramm und Unterstützung in Notfällen.

Über das Aufforstungsprogramm pflanzen die Mitglieder Albisia-Bäume auf ihrem Land aus, leisten einen Beitrag zur Reproduktion der Bäume und produzieren das Ausgangsmaterial für ihre Produkte. Die Setzlinge erhalten sie kostenlos von Mitra Bali.

„We've begun our support farming to artisans year 2004.

At that time we met Mr. Nengah Witiar from Abuan Village, Bangli Region.

Mr. Nengah Witiar is a talented craftsman, he is good in making wooden elephant statues. We really like his works and export a lot to our buyers.

Since that time, we got to know each other, we like to work with him and he is also happy to work with us. He felt that we are a good partner in fair trade business.

Through this partnership he started to share his family story. And he introduced us to his family member and his mother. His mother at that time was very sick, she suffered from Anemia. He also told me that his father already passed away. He made a cremation for his father, at that time he was not yet married, and worked as a farmer and handicraft producer. He had no solid source of income, so he borrowed money from his neighbour for making cremation ceremony of his father.

Two months later, after the cremation was done, his neighbour came to ask Mr. Nengah Witiar to pay back his loan. He was not able to make it. He decided to sell his land. He wanted us to help him, and he wanted to sell his land and agreed by his mother. According to their family discussion that was the only way to get the money for paying his loan.

There, we felt sorry to see him, and we'd love to support him and his family.

We invite him to come to our office and offer him a program that perhaps can be used to release his burden.

We advise him not to sell the land. Because it will create big problems for his future and his generation. And we said that we are going to support him through a farming program. We paid all his loan, but we used his one hectare land for growing a thousand of albisia trees, a fast growing wood and good for the raw material of handicraft that we needed.

The rule of the project, every wood 70 % goes to him and another 30% for Mitra Bali. Mr. Nengah Witiar is still free to grow vegetables that can be used to support his daily income. This program works well and did good mutual benefit. The most important thing was that Mr. Nengah Witiar did not lose his land, and until now he still has the land that can be used to support the sustainable income for his family.

Both of us are happy and proud of this program, because it's a good impact for him and for the environment. Small but big impact and that is one of the reasons that convinced us in Mitra Bali; Fair Trade can be an effective tool to eradicate poverty. Another wonderful world is possible. Viva Fair Trade!"



Agung Alit – Gründer von Mitra Bali



Gegangen und wieder zurückgekehrt.

Zwei persönliche Sichtweisen... Eine Bergbäuerin und ein Bergbauer aus dem Vinschgau/Südtirol

Wieso entscheiden sich Menschen aus dem ländlichen Raum, in eine größere Ortschaft, in eine Stadt oder gar ins Ausland abzuwandern? Und wieso haben wir uns für die Peripherie entschieden? Als wir gefragt wurden, einen Beitrag darüber zu schreiben, was uns persönlich dazu bewogen hat am Land, in der Peripherie zu leben, haben wir spontan zugesagt. Als es dann aber an das konkrete Schreiben ging, wurde es schon etwas schwieriger. Hatten wir uns bewusst für das Leben am Land entschieden oder hatte es sich nicht einfach so ergeben? Für diesen Beitrag sollten wir nun also nach dem „Warum“ fragen.

Bevor wir konkret auf die Vor- und Nachteile **unseres** „Landlebens“ zu sprechen kommen, möchten wir uns nun aber kurz vorstellen.

Meine Frau A. ist auf einem Bauernhof mit Apfel- und Weinanbau aufgewachsen, der in wenigen Kilometern Entfernung zu zwei Städten liegt. Nach dem Abschluss des fünfjährigen Diplomstudiums der Landwirtschaft an einer ausländischen Universität, arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität. 2009 schloss sie ihr Doktoratsstudium im Ausland ab. Danach war sie sowohl im benachbarten Ausland als auch im Inland mehrere Jahre in der Landesverwaltung berufstätig. Im Zuge dessen wurde ihr als nationale Expertin auch eine mehrmonatige Mitarbeit in der Europäischen Kommission ermöglicht. Seit 2015 lebt und bewirtschaftet sie mit mir und unseren beiden Kindern einen Bergbauernhof.

Am Hof werden derzeit Schafe zur Fleisch- und Milchproduktion gehalten, Gemüse angebaut und Urlaub auf dem Bauernhof angeboten. Neben der Familien- und Hausarbeit fallen die Vermietung und die gesamte Büroarbeit des Betriebs in die Zuständigkeit von A..

Mein Mann G. ist auf unserem Bergbauernhof aufgewachsen und hat diesen von seinem Vater geerbt. Nach Abschluss der Mittelschule arbeitete er auf dem elterlichen Milchkuhbetrieb mit. Aufgrund des fortgeschrittenen Alters seines Vaters konnte er nach der Pflichtschule keine weiterführende Schule mehr besuchen. Bereits mit 21 Jahren übernahm er den Bergbauernhof, der erst 1998 eine PKW-taugliche Hofzufahrt erhielt. Die dringend notwendige Modernisierung des veralteten Bergbauernhofes mit baufälligen Gebäuden und die immer weniger werdenden Arbeitskräfte erforderten große betriebliche Investitionen. Um diese finanzieren zu können ging er über mehrere Jahre für einige Monate einer Beschäftigung im Ausland, auch außerhalb Europas, nach. Dort war er als Holzfäller und im Seilbahnbau tätig. Die längeren Auslandsaufenthalte machten es notwendig, den landwirtschaftlichen Betrieb neu zu strukturieren und von der Milchkuhhaltung auf die weniger intensive Schafhaltung umzustellen. Erfahrungen im Ausland beeinflussten G. seinen Betrieb Anfang der 2000er auf die biologische Bewirtschaftung umzustellen und diesen überwiegend mit den Ressourcen, die ihm auf seinem Hof zur Verfügung stehen, zu bewirtschaften (indem er z.B. keine großen Futterzukäufe mehr tätigte).

In weiterer Folge befasste er sich mit neuen Einkommensmöglichkeiten wie z.B. dem biologischen Gemüseanbau und richtete zwei Ferienwohnungen ein. Während der Wintermonate arbeitet er derzeit noch als Holzfäller bei einer lokalen Firma. Sein langfristiges Ziel war und ist es, den Bauernhof so aufzustellen, dass er mit seiner Familie ausschließlich von dem am Hof erwirtschafteten Einkommen leben kann.

Nun aber zurück zu der Frage, was uns dazu bewegt, dort in der „Peripherie“ zu leben, in der manch einer vielleicht seinen Urlaub, aber nicht unbedingt sein ganzes Leben verbringen möchte.

Landschaft.

Während wir den Artikel schreiben, schweift unser Blick immer wieder aus dem Fenster ins Tal. Wir sind es nicht mehr gewohnt still zu sitzen. Meistens laufen wir irgendwo im Haus, Garten oder am Hof herum, um eine der vielen Arbeiten zu erledigen. Viele mögen jetzt lachen, aber der herrliche Blick aus dem Fenster ist mit ein Grund, wieso wir den Ort an dem wir leben, als lebenswert empfinden. Wir haben das Glück, in einer landschaftlich sehr schönen Gegend zu leben.

Natur und gesunde Umwelt.

Mit zwei kleinen Kindern wird einem erst wirklich bewusst, wie wichtig die Natur bzw. eine gesunde Umwelt ist. Unser älterer Sohn liebt es stundenlang im Freien herumzulaufen. Schon von klein auf lief er die steilen Wiesen mit unserem Hund auf und ab.

Viele Gäste machten uns darauf aufmerksam, wie geschickt er sich dabei mit seinen nicht einmal zwei Jahren anstellte. Bis heute war und ist die Natur sein bevorzugtes „Spielzimmer“. Da an unserem Hof keine Straße vorbei führt, können sich unsere Kinder – fast so wie in vergangenen Zeiten – sehr frei und selbstständig bewegen. Die viele Bewegung im freien Gelände ermöglicht es ihnen, sich spielerisch motorische Fähigkeiten anzueignen und sich damit auch physisch und psychisch gesund zu entwickeln. Wir betrachten es als einen Glücksfall, dass unser Wohnhaus inmitten von Wald und Wiesen, fernab vom Straßenverkehr und vielen anderen Lärm- und Schadstoffquellen liegt.

Frische, gesunde und qualitativ hochwertige Lebensmittel.

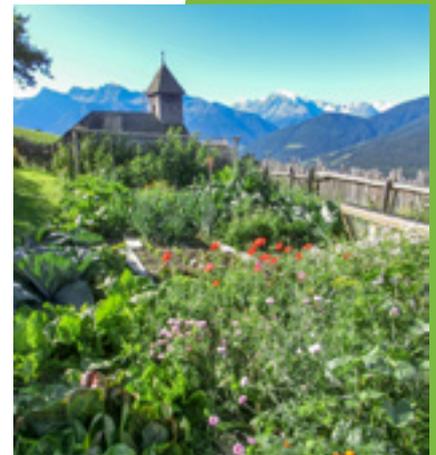
Da wir selber einen Bauernhof bewirtschaften, haben wir die Möglichkeit, einen Teil unserer Lebensmittel selbst herzustellen. So produzieren wir verschiedenstes Gemüse, Eier und Lammfleisch. Wir sehen das als einen sehr großen Vorteil im Vergleich zu Menschen, die diese Möglichkeit nicht haben. Was wir an unserer Wohnregion ganz besonders schätzen, ist, dass wir aufgrund der vielfältigen landwirtschaftlichen Betriebe eine Vielzahl an verschiedenen frischen Lebensmitteln im Umkreis von wenigen Kilometern Entfernung direkt von anderen Bauern und Bäuerinnen kaufen können: frische Kuhmilch, verschiedene Getreidearten wie Roggen, Dinkel, Hafer oder Weizen, Rindfleisch von artgerecht gehaltenen und stressfrei geschlachteten Tieren, Speck von Schweinen, die vom Bauern selbst gehalten worden sind, schmackhafter Rohmilchkäse von kleinen Hofkäsereien oder Alpsennereien, Alpbutter, Äpfel, Palabirnen, etc. Alle diese Produkte können wir direkt Ab-Hof kaufen. Für viele Menschen, die in Ballungszentren leben, sind solche frischen, qualitativ hochwertigen Lebensmittel oft gar nicht erhältlich und wenn doch, dann oft nur zu völlig überbewerteten Preisen, die sich viele Familien nicht leisten können. Im Zeitalter von Lebensmittelskandalen gewinnt das Wissen um die Herkunft der selbst verzehrten Produkte zudem an Bedeutung.

Allerdings ist uns sehr wohl bewusst, dass sich die klein strukturierte Landwirtschaft Südtirols wie auch andernorts im Wandel befindet. Die Zahl der Bauernhöfe hat in den letzten Jahrzehnten auch in unserem Tal drastisch abgenommen, während einige wenige landwirtschaftliche Betriebe wachsen und sich spezialisieren (müssen). Damit einher geht ein massiver Verlust an Wissen, wie (lokaltypische) Lebensmittel produziert und verarbeitet werden.

Familie und soziales Umfeld.

Als alleinstehender Bergbauer ohne Familie hatte sich G. überlegt ins benachbarte Ausland auszuwandern oder dort eine fixe Arbeit anzunehmen und nur mehr an den Wochenenden in den Vinschgau zum elterlichen Hof zu pendeln. Rein finanziell gesehen wäre dies viel einträglicher gewesen, als in den elterlichen Bergbauernhof zu investieren und diesen zu bewirtschaften. Langfristig hätte dieser Schritt vermutlich auch die Aufgabe des Bergbauernhofes mit sich gebracht, da beide Tätigkeiten aus zeitlichen Gründen nicht miteinander vereinbar gewesen wären. Die Gründung einer Familie hielt ihn letztendlich davon ab, diesen Schritt in die Tat umzusetzen. Er war der Meinung, dass der Ort, an dem er selbst eine schöne Kindheit verbracht hatte, auch für seine Kinder der beste Ort sein würde, um aufzuwachsen, auch aus den bisher genannten positiven Aspekten.

Auch das soziale Umfeld trägt maßgeblich dazu bei, ob man sich an einem (neuen) Ort wohl fühlt oder nicht. Obwohl A. eine „Zugezogene“ war und von einer 70 km entfernten Ortschaft stammt, hatte sie von Anfang an das Gefühl in ihrer neuen Umgebung willkommen zu sein und respektiert zu werden. Als bald wurde sie gefragt, ob sie Interesse hätte, sich bei einem Verein einzuschreiben. Aufgrund ihrer Ausbildung und beruflichen Tätigkeiten hatte sie bisher an verschiedenen Orten gelebt, teils in der Stadt, teils in Stadtnähe. Im Vergleich dazu findet sie, dass sie in ihrer jetzigen Wohnge-
meinde schneller soziale Kontakte knüpfen konnte, als an ihren bisherigen Wohnorten. Ob dies mit der peripheren Lage zu tun hat? A. vermutet, dass dies auch mit dem bäuerlich-ländlich geprägten Charakter der Gegend zusammenhängt.



Berufliches Angebot und Einkommenshöhe.

Diese beiden Aspekte stellen wohl die größten Handicaps peripherer Regionen dar. Mit zunehmender Entfernung zu den Ballungszentren nimmt nicht nur die Zahl der (hoch qualifizierten) Arbeitsplätze, sondern auch die Vielfalt an Arbeitsplätzen, ab. Für A. war es aufgrund der großen Entfernung ihres jetzigen Wohnortes zu ihrem letzten Arbeitsplatz nicht mehr möglich, dieser Arbeit nach ihrem Umzug weiterhin nachzugehen. Für sie als Akademikerin wären die Vielfalt und Auswahl an Berufsmöglichkeiten in einer Stadt mit Sicherheit größer. Diese Tatsache musste sie in Kauf nehmen, als sie sich dafür entschieden hat, an ihren jetzigen Wohnort zu ziehen. Andererseits stellt sie fest, dass sie sehr Vieles von dem, was sie bisher gelernt hat, sei es beim Studium als auch im Zuge ihrer beruflichen Tätigkeiten, nun bei der Führung des landwirtschaftlichen Betriebes gebrauchen kann. So sind ihr ihre Computerkenntnisse bei der Nutzung von Onlinediensten für den Betrieb, bei der Aktualisierung der Homepage oder der Bearbeitung von Gästeanfragen ebenso von großem Nutzen wie ihre betriebswirtschaftlichen Kenntnisse und ihre landwirtschaftliche Fachausbildung.

Mit ihrer Entscheidung auf das Land zu ziehen hat A. sicherlich auf einige gut bezahlte und interessante Jobmöglichkeiten in der Stadt verzichtet. Gleichzeitig hat sie dadurch aber auch an Lebensqualität gewonnen, die in diesem Maße in der Stadt nicht gegeben gewesen wäre und nun vor allem auch ihren Kindern zugutekommt.

Im Fall von G. hat sich gezeigt, dass bei der Einkommensbeschaffung im ländlichen Raum oftmals auch Eigeninitiative und Kreativität gefragt sind. Da das landwirtschaftliche Einkommen aufgrund der Kleinstrukturiertheit und der erschwerten Bewirtschaftung nicht ausreichte, um ausschließlich davon leben zu können, machte er sich auf die Suche nach neuen Einkommensmöglichkeiten. Keine neue Idee, aber trotzdem sinnvoll und praktikabel, wäre die gezielte Unterstützung von kreativen Köpfen mit Eigeninitiative, die ihr Unternehmen ganz bewusst am Land gründen wollen und dort für sich und vielleicht auch für andere Menschen neue Arbeitsplätze schaffen.

Diese Unterstützung könnte finanzieller Natur in Form eines Startkapitals sein, aber auch Hilfestellung bei der Erstellung eines Business-Planes bieten.

Infrastruktur, Dienstleistungen, Erreichbarkeit.

Ohne Investitionen in den ländlichen Raum geht es nicht. Ein gewisses Mindestmaß an Infrastruktur wie etwa Straßen, Zugang zu (schnellem) Internet, Schulen, Verwaltungseinrichtungen, Erreichbarkeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln und ein Mindestmaß an ausreichender ärztlicher Versorgung sowie Dienstleistungsangeboten wie z.B. der Postzustellung sind notwendig, damit sich Menschen auch in Zukunft dafür entscheiden, am Land zu leben. Nur so kann garantiert werden, dass genügend Menschen in den ländlichen Gemeinden bleiben und diese im wahrsten Sinn des Wortes „am Leben“ erhalten.

Ein großes Handicap stellt für periphere Regionen und die am Land lebenden Menschen die zeitaufwändige und kostspielige Erreichbarkeit dar. Dies gilt umso mehr, wenn man auf einem Bergbauernhof, außerhalb des Dorfzentrums wohnt. Was wir an unserer Wohngemeinde daher besonders schätzen ist, dass bestimmte Dienste von auswärtigen Einrichtungen zumindest einmal wöchentlich an fixen Tagen in unserer Gemeinde bzw. in der nächstgrößeren Ortschaft im Tal angeboten werden. Dies erspart uns lange Amtswege in die Stadt. Vor allem als Eltern von zwei Kleinkindern stellt dies für uns eine massive Erleichterung dar.

Während wir diesen Beitrag (mit Kindergeschrei im Hintergrund) schreiben, werden uns mehrere Dinge eindrücklich bewusst:

Begriffe wie „Zentrum“ oder „Peripherie“ sind relativ. So mögen wir für einige SüdtiolerInnen wohl in der Peripherie leben, aber für manch einen unserer Gäste aus Rom, Berlin oder Brüssel liegt auch die Landeshauptstadt Bozen bzw. Südtirol in der Peripherie. Es kommt also auf den jeweiligen Blickwinkel bzw. die Position des Betrachters und der Betrachterin an.

Schlussendlich hängt es von der persönlichen Werthaltung und den Bedürfnissen eines jeden Menschen ab, ob und nach welchen Kriterien er oder sie die Entscheidung

trifft, zu gehen oder doch lieber am Land zu bleiben bzw. nach der Ausbildung dorthin zurück zu kehren. Nicht zu unterschätzen sind dabei die Werte, die jungen Menschen in unserer heutigen (Leistungs-)Gesellschaft vermittelt werden. A. als eingehaarte Akademikerin, hat aufgehört zu zählen, wie oft sie von Einheimischen und Gästen schon gefragt wurde, wie sie denn mit dem Leben auf einem abgelegenen Bergbauernhof zurechtkomme. Dazu können wir nur sagen, dass wir bisher nie das Gefühl hatten, im Vergleich zu StadtbewohnerInnen (und viele unserer Gäste kommen aus der Stadt) ein benachteiligtes Leben zu führen. Wie so vieles andere hat auch das Leben am Land seine Vor- und Nachteile.

www.lechthof.it

Push- und Pull

Es gibt viele unterschiedliche Gründe für die Migration in andere Gegenden und Länder. Doch der Hauptgrund liegt letztlich in der Suche nach einem besseren Leben für sich, die Familie, die Nachkommen.

Manchmal überwiegen die sogenannten Schubfaktoren (Push = schieben, stoßen): Menschen verlassen ihre Heimat aufgrund der sich verschlechternden Lebensbedingungen und Lebenserwartungen (kriegerische Konflikte, Verfolgung, Umweltkatastrophen, Hunger, Armut...).

Mit dem Begriff Pull-Faktor (Pull = (an) ziehen) beschreibt man die Anziehungskraft, die vom angestrebten Land ausgeht; Arbeitsmöglichkeiten, bessere Löhne und Sozialstandards, Verbindung mit bereits ausgewanderten Familienmitgliedern.

Wer als „Wirtschaftsflüchtling“ bezeichnet wird, hat keinen Flüchtlingsstatus. Doch eine klare Unterscheidung ist oft nicht möglich; die Entscheidung, die eigene Heimat zu verlassen, bevor die Flutwellen es wegschütten oder bevor ein Krieg ausbricht, macht einen noch lange nicht zum „Wirtschaftsflüchtling“.



Leben in den Alpen

Eine Herausforderung für die Politik

Die **Migration aus den Entwicklungsländern**, die wir derzeit erleben, ist an Dramatik kaum zu überbieten. Tausende Menschen versuchen täglich über das Mittelmeer ihr „Traumland Europa“ zu erreichen, und täglich berichten Medien, dass Menschen in den Fluten ertrinken. Man geht sicher nicht falsch in der Annahme, dass ein Großteil der Migration die Folge einer verfehlten Landwirtschafts- und Strukturpolitik ist, die ein menschenwürdiges Leben auf dem Land unmöglich macht.

Aber auch in den europäischen Ländern gibt es **Landflucht**, werden Bauernhöfe aufgelassen und vergreisen Ortschaften, weil es junge Menschen in die städtischen Ballungsräume zieht. Das bleibt nicht ohne Folgen, weder für die Orte und Täler, die sie verlassen, noch für die Städte, in denen sie ein neues Leben beginnen wollen. Das gilt auch für einige Zonen des Alpenbogens, aber nicht für alle: In den französischen Alpen hat es eine massive Abwanderung gegeben, an der zentralen Alpennordseite konnte hingegen ein Bevölkerungszuwachs verzeichnet werden.

In Südtirol sind die strukturschwachen Gebiete im Westen (Stilfs, Prad, Martell, Ulten, Laurein/Proveis, Unsere Liebe Frau im Walde, St. Pankraz) und im Norden (Prettau, Mühlwald, Sand in Taufers, Moos und St. Leonhard in Passeier) einem Abwanderungsdruck ausgesetzt.

Dass es jedoch gelungen ist, die Abwanderung in Grenzen zu halten, ist auf ein ganzes Bündel an Maßnahmen zurückzuführen.

Beispielhaft sei an die **Förderprogramme** wie LEADER, EFRE und INTERREG erinnert oder auch an EUSALP, die vierte Makrostrategie der EU, die mit dem Ziel ins Leben gerufen wurde, den Alpenraum zu einem der attraktivsten, innovativsten und wettbewerbsfähigsten Regionen Europas weiterzuentwickeln.

Die **Erschließung** der Höfe mit Straßen, Strom und Telefon sowie die Schaffung attraktiver Arbeitsplätze für den bäuerlichen Nebenerwerb trugen neben vielen anderen Maßnahmen dazu bei, dass es in Südtirol weniger Hofschließungen gab (und gibt) als in anderen Regionen des Alpenbogens: Zwischen 1980 und 2000 wurden im gesamten Alpenbogen rund 40 Prozent aller Höfe aufgelassen, in den französischen und slowenischen Alpen sogar 50 Prozent, in Österreich und in der Schweiz 25 Prozent, in Südtirol nur neun Prozent.

Das ist ein Erfolg, auf den wir stolz sein können. Die Landesregierung ist sich aber bewusst, dass sie dem Thema Abwanderung auch in Zukunft große Aufmerksamkeit schenken muss. Auch deshalb wurden für abwanderungsgefährdete Orte Wohnbau-Sonderprogramme beschlossen. Dahinter steckt die Überlegung, dass das Angebot die Nachfrage schafft, will heißen: Wenn es preiswerte Wohnungen gibt, dann steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die Menschen bleiben und nicht abwandern.

Eine große Bedeutung kommt auch der **Nahversorgung** zu. Wenn wir den ländlichen Raum lebenswert gestalten und erhalten wollen, dann müssen wir dazu beitragen, dass sich die Menschen in den Dörfern mit dem Notwendigsten versorgen können. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an einen Beschluss der Landesregierung, der die finanzielle Unterstützung von Nahversorgungsbetrieben vorsieht.

Aber auch **gute Anbindungen** an den öffentlichen Nahverkehr und Maßnahmen, die einen wirksamen Schutz vor Naturkatastrophen wie Lawinen, Muren oder Steinschlägen bieten, sind neben Tante-Emma-Läden und einer wohnortnahen medizinischen Versorgung unerlässlich und tragen wie Kindergärten und Schulen dazu bei, dass Menschen nicht abwandern. Und was wäre ein Dorf ohne gelebtes Vereinswesen und ohne Gasthaus?

Das neue **Gesetz Raum und Landschaft** schreibt eine wichtige Priorität Südtiroler Politik fort, nämlich: den ländlichen Raum als Wirtschafts- und Lebensraum zu erhalten und zu fördern. Es sieht deshalb gerade für die Peripherie ökonomische Entwicklungsmöglichkeiten vor: Touristische Betriebe können sich weiterentwickeln, müssen allerdings berücksichtigen, dass sie sich gut in die Landschaft einfügen; zu den prioritären Zielen gehört auch ein sparsamer Umgang mit Grund und Boden – der wohl wichtigsten Grundlage landwirtschaftlicher Arbeit.

Das neue Gesetz sieht außerdem eine Reihe von Maßnahmen vor, mit denen die Nahversorgung gefördert werden soll. Denn durch die Unterstützung lokaler Kreisläufe werden die Dörfer aufgewertet. Das stärkt die lokale Wirtschaft und verhindert, dass die peripheren Orte zu Schlafstädten verkommen. Auch sollen Wohnen und Wirtschaften stärker miteinander verbunden werden, das heißt, Handwerksbetriebe soll es künftig nicht nur in Gewerbegebiete geben, sondern auch in Wohngebieten, sofern die ausgeübte Tätigkeit mit dem Wohnen vereinbar ist (kein Lärm, keine Abgase, kein Gestank).

Die **Landflucht in Südtirol** ist nicht nur ein Problem mangelnder Chancen, sie ist auch die Folge überhöhter Immobilienpreise. Das gilt vor allem für Gemeinden mit einem hohen Anteil an Zweitwohnungen. Diesem Problem wollen wir mit dem Gesetz Raum und Landschaft zu Leibe rücken, indem einerseits die neuen Wohnungen zu 100 Prozent den Ansässigen vorbehalten sind, und indem andererseits die Gemeinden den Bauträgern vorschreiben können, dass die Wohnungen nur mehr zu bestimmten Preisen angeboten werden dürfen: Indem die Preise in allen Südtiroler Gemeinden auf unter 2300 Euro pro Quadratmeter gedrückt werden, machen wir aus dem Schlagwort des „leistbaren Wohnens“ gelebte Wirklichkeit.

Fairer Handel – fairer Preis

Ein großes Anliegen, für das ich mich auch in meiner Freizeit engagiere, sind die „Weltläden“. Als Präsident eines Weltladens möchte ich einen konkreten Beitrag dazu leisten, dass die Menschen in den Ländern des globalen Südens für ihre Produkte einen fairen Preis erhalten: Sie müssen von ihrer Arbeit leben können! Das ist die erste und wichtigste Voraussetzung dafür, dass die Menschen in ihrer Heimat bleiben und ihr Glück nicht in den Städten oder gar in Übersee suchen. Das zweite Ziel: Weltläden sind auch Orte der Begegnung und des Kennenlernens, das heißt wir wollen durch unsere Informations- und Bildungsarbeit zu einem besseren Verständnis der Anliegen und Probleme in den Ländern des globalen Südens beitragen.

Dazu gehört das Bewusstsein, dass wir nicht in einer Ersten, Zweiten und Dritten Welt leben, sondern in EINER.



Dr. Richard Theiner,
Landeshauptmannstellvertreter, Landesrat
für Raumentwicklung, Umwelt und Energie



Kann globale Ernährung durch ausschließlich faire, nachhaltige und ökologische Landwirtschaft gesichert werden?

„Natürlich muss die globale Ernährung auf einer fairen, nachhaltigen und ökologisch tragfähigen Landwirtschaft aufbauen, wenn sie zukunftsfähig sein soll. Nur: Wie schaut eine solche Landwirtschaft vor Ort aus? Das Idealbild einer nachhaltigen Landwirtschaft zeichnet sich aus durch die angepasste Nutzung lokaler Ressourcen unter Einsatz von erneuerbaren Energien, vorwiegend organischem Dünger und integrierten Nutzungssystemen, die einen hohen Grad an Rückführung von Nährstoffen erlauben. Ökologischer Landbau verzichtet auf den Einsatz Grüner Gentechnik, synthetischer Pestizide, chemischen und weitgehend auch mineralischen Dünger, lehnt Wachstumsbeschleuniger (Antibiotika, Hormone) ab, folgt hohen Tierschutzstandards und entspricht damit weitgehend dem Idealbild. Aber eine Schwarz-Weiß-Debatte ist nicht lösungsorientiert, denn innerhalb der konventionellen Landwirtschaft gibt es durchaus auch umweltfreundliche Formen. Hierbei werden moderne Produktionsmittel im Pflanzenbau und in der Tierhaltung verwendet, dabei aber Prinzipien für Umweltschutz und nachhaltige Ressourcennutzung sowie ethische Normen für den Schutz der Tiere respektiert. Die verschiedenen Formen nachhaltiger Landwirtschaft verwenden im Rahmen ihrer jeweiligen spezifischen Standards und Regeln verbessertes Saatgut sowie Bewässerung und Mechanisierung als Instrumente der Ertragssteigerung und -stabilisierung. De facto muss jeweils lokal bzw. regional entschieden werden, welcher Methodenmix am ehesten den Anforderungen einer standortgerechten Landwirtschaft entspricht und dadurch am wirksamsten zur Armuts- und Hungerbekämpfung beiträgt.“



Dr. Rafaël Schneider
Teamleiter der Welthungerhilfe
Deutschland
www.welthungerhilfe.de



Der ländliche Raum muss attraktiv bleiben

Ein starkes Gleichgewicht von Ökonomie, Ökologie und sozialer Verantwortung

Unser ländliche Raum ist ein Geschenk, um das uns viele beneiden, das vergessen wir leider allzu oft. Atemberaubende Landschaft mit imposanten Bergen und faszinierenden Tälern, kleine Dörfer prägen unser Landschaftsbild. Ein naturnahes Leben und Wohnen in einer gesunden Umwelt, Zugang zu regionalen hochwertigen Lebensmitteln, all das kann uns der ländliche Raum bieten und genau das macht ihn so lebenswert. Das **Gefühl der Heimat** und starke soziale und familiäre Bindungen **sind typisch für die ländlich geprägten Gebiete**.

Hierbei erhält die Landwirtschaft nicht nur die Kulturlandschaft, sondern gestaltet auch das Leben im ländlichen Raum aktiv mit. Unsere **kleinstrukturierten und familiengeführten Betriebe** sind ein Aushängeschild der heimischen Landwirtschaft und leisten einen **großen Mehrwert** für die Gesellschaft.

Die Zukunft des ländlichen Raums ist seit Jahrzehnten Gegenstand von Strategien und Programmen von EU, Ländern und Regionen. Südtirol steht im internationalen Vergleich gut da. Und doch müssen wir uns anstrengen, dass es auch in Zukunft so bleibt. Zum einen weil die Erwartungen der heutigen Gesellschaft an die Landwirtschaft und den ländlichen Raum im Wandel begriffen sind. **Der ländliche Raum** wird vermehrt als **Freizeitraum** wahrgenommen und die Landwirtschaft gerät immer mehr in der Wahrnehmung der Gesellschaft ins **Spannungsfeld von Naturschutz und Naturnutzung**. Deshalb müssen die bestehenden Instrumente zur Unterstützung des ländlichen Raums zielgerichtet erhalten und in geeigneter Weise nachgeschärft werden.

Und zum anderen sind heute die **Jungbäuerinnen und Jungbauern** bestens ausgebildet und brauchen eine **wirtschaftliche Perspektive**. Um die Betriebe tierwohlorientiert und naturgerecht weiterzuentwickeln, brauchen sie verlässliche Rahmenbedingungen, unter denen sie wirtschaftlich arbeiten können. Die Politik muss deshalb Anreize für Betriebe schaffen, damit diese überlebensfähig bleiben und wachsen können. Es braucht etwa eine stärkere Unterstützung der Junglandwirte bei Investitionen in Maschinen oder bei der Umsetzung neuer Ideen am Hof. Denn **Innovation am Hof** wird ein **zentrales Thema** für die Zukunft sein. Nicht aber einzelne isolierte Initiativen, sondern eine **klare Strategie und angemessene Maßnahmen** sind für die **Zukunft des ländlichen Raums** notwendig. Unterstützungen für die benachteiligten Standorte, Maßnahmen zur Verbesserung der Marktposition unserer regionalen Produkte, Honorierung der Umweltleistungen und ein **stimmiger Mix** zur Sicherung eines attraktiven **ländlichen Lebens- und Wirtschaftsraums**.

Die Politik muss Anreize für Firmen und Betriebe schaffen, damit diese überlebensfähig bleiben und wachsen können. Ich denke konkret an neue Betätigungsfelder in der Landwirtschaft, die für Bäuerinnen, welche aus sozialen Berufen kommen, eine große Chance darstellen können. Hierfür wollen wir in den kommenden Monaten ein **Rahmengesetz zur Sozialen Landwirtschaft** im Südtiroler Landtag auf den Weg bringen. Dabei soll der Bauernhof zukünftig auch als Betreuungs-, Erfahrungs- und Lernort genutzt werden. Auch die professionelle Betreuung sowie die Einbindung der Betreuungsbedürftigen in landwirtschaftliche, bäuerliche Tätigkeiten am Bauernhof soll angeboten werden.

Qualifizierte Arbeitsplätze allein reichen aber nicht aus, um die Bevölkerung in den Dörfern zu halten. Zusätzlich zu den wirtschaftlichen Maßnahmen müssen auch soziale Initiativen gefördert werden, die die Lebensqualität erhöhen. **Eine wichtige Rolle kommt auch der Ausbildung vor Ort zu.**

Wir werden ebenso mit einem weiteren **neuen Gesetz** betreffend **die örtlichen Körperschaften** dafür sorgen, dass unsere Gemeinden und Bezirksgemeinschaften im ländlichen Raum fit für die Zukunft werden. Wir haben in den letzten 3 Jahren unter breiter Beteiligung des Gemeindenverbandes konkrete Perspektiven für unseren ländlichen Zukunftsraum erarbeitet. Dabei sollen zum einen die Zuständigkeiten der Gemeinden definiert und in der Folge **zusätzliche Zuständigkeiten vom Land an die Gemeinden übertragen werden**. Zum anderen werden ein zentrales Thema die neuen Kompetenzzentren sein. Dabei geht es nicht nur um Einsparungspotential, sondern vor allem um die Steigerung Qualität der Dienste im ländlichen Raum. So könnte künftig nicht mehr für jede Gemeinde ein Bauamt vorgesehen sein, sondern dieser Dienst zusammengezogen und von mehreren Gemeinden genutzt werden. Ziel ist es, dass Südtirols Gemeinden zu Verwaltungseinheiten bilden, innerhalb derer Dienste gemeinsam abgewickelt werden und die **Qualität und Effizienz der Verwaltung sicherstellen**.

Zusammenfassend braucht es für den ländlichen Raum ein modernes Verständnis von Nachhaltigkeit. Ein starkes Gleichgewicht von Ökonomie, Ökologie und sozialer Verantwortung. **Nachhaltigkeit bedeutet so zu leben, dass es auch den nachfolgenden Generationen gut geht**. Die Pflicht der Politik ist hierbei, die nötigen Rahmenbedingungen zu schaffen, dass der ländliche Raum hierfür attraktiv bleibt und dessen Wertschätzung weiter zunimmt.

Ich persönlich könnte mir keinen besseren und schöneren Ort vorstellen, als unser Land mit seiner Bevölkerung.



Landesrat Arnold Schuler

Die Lösung liegt auf... dem Teller



Die Verringerung des Fleischkonsums bringt Vorteile für Gesundheit, Umwelt und Gesellschaft

Die fleischbetonte Ernährung in den industrialisierten Ländern verursacht gravierende Probleme auf mehreren Ebenen. Falls es also gelänge, den Fleischanteil der westlichen Kost zugunsten eines höheren Anteils an pflanzlichen Lebensmitteln zu reduzieren, könnten gleich „mehrere Fliegen mit einer Klappe geschlagen“ werden.

Mehr Fläche für die menschliche Ernährung

Die Verringerung des Fleischkonsums auf eine gesundheitlich verträgliche Menge würde dazu führen, dass ein Teil der Flächen, die derzeit für die Erzeugung von Futtermitteln genutzt werden, in Zukunft direkt und ohne den Umweg der „Veredelung“ für die menschliche Ernährung genutzt werden könnten. Angesichts der wachsenden Weltbevölkerung wäre dies ein ganz wesentlicher Schritt, um in Zukunft mehr Ernährungssicherheit und mehr Ernährungssouveränität zu erreichen.

Für die Produktion von Futtermitteln werden nämlich große Flächen in den Ländern des Südens beansprucht. Deutschland beispielsweise nutzt im Inland 14 Millionen Hektar landwirtschaftliche Fläche zur Produktion von Lebens- und Futtermitteln. Zusätzlich werden über 5,5 Millionen Hektar Fläche außerhalb von Deutschland für die Erzeugung von Lebens- und Futtermitteln „besetzt“. Die EU-Länder insgesamt beanspruchen noch einmal 40% der eigenen Flächenressourcen von außerhalb – unter anderem Flächen in Brasilien für den Anbau von Soja.

Dieses Soja landet dann in Europa in den Mägen der Schweine und Hühner, und diese wiederum landen im besten Fall auf unseren Tellern, im schlechtesten Fall aber in Afrika, wo sie zu (exportsubventionierten) Dumpingpreisen angeboten werden und die lokale Produktion ruinieren.

Less meat = less heat

Die Verringerung des Fleischkonsums auf eine gesundheitlich verträgliche Menge würde dazu führen, dass in Zukunft weniger Regenwald gerodet wird, um an seiner Stelle Plantagen für den Anbau von Futtermitteln oder Weideflächen einzurichten. Für den globalen Klimaschutz wäre das von großer Bedeutung. Denn die Erzeugung von tierischen Lebensmitteln (u. a. Fleisch) verursacht zum Einen aufgrund der Veredelungsverluste, zum Anderen indirekt durch die Rodung von Regenwald die Bildung großer Mengen an Treibhausgasen. Um Sojafelder anzulegen, wurden in Brasilien mindestens 21 Millionen Hektar Wald, in Argentinien 14 Millionen Hektar und in Paraguay und Bolivien je zwei Millionen Hektar abgeholzt. Die Zerstörung des Regenwaldes verstärkt den Klimawandel und bedroht die indigenen Völker sowie die Artenvielfalt. Als Veredelungsverluste werden die wenig effizienten Umwandlungsraten von pflanzlichen in tierische Kalorien (bis zu 7 : 1). Für die Erzeugung von einem Kilogramm Fleisch wird ein Vielfaches an pflanzlichen Futtermitteln benötigt. Folglich werden bei der Erzeugung von einem Kilogramm Rindfleisch 6,4 kg CO₂-Äquivalente freigesetzt, bei der Erzeugung von einem Kilogramm Kartoffeln aber nur 0,2 kg. Insgesamt entfällt in den europäischen Ländern rund ein Fünftel der gesamten Treibhausgasemissionen (Kohlendioxid, Methan, Lachgas usw.) auf den Bereich Ernährung. Eine Ernährung, die überwiegend aus pflanzlichen Lebensmitteln besteht und in der Fleisch eine „Nebenrolle“ spielt, ist klimafreundlicher als eine fleischreiche Ernährung, wie auch Paul McCartney erkannt hat.

Weniger Landraub

Die Verringerung des Fleischkonsums auf eine gesundheitlich verträgliche Menge würde vermutlich auch dazu beitragen, dass in den Ländern des Südens weniger Familien und Dorfgemeinschaften gewaltsam von ihrem angestammten Stück Land vertrieben werden, weil Investoren dort gewinnbringende Plantagen errichten wollen. Schätzungen zufolge geht die Anzahl der Menschen, die in Brasilien für den Sojaanbau von ihrem Land vertrieben wurden, in die Millionen. Ihre Lebensgrundlage beraubt, migriert die ländliche und indigene Bevölkerung in die Städte, meistens in Armenviertel.

Ein Plus für die Gesundheit

Die Verringerung des Fleischkonsums auf eine gesundheitlich verträgliche Menge würde nicht zuletzt in den Industrieländern zu einer Verringerung der Herz-Kreislauf-Erkrankungen und vermutlich auch zu einer Verringerung bestimmter Krebserkrankungen führen. Personen, die weniger oft Fleisch essen, essen in der Regel mehr Gemüse, mehr Getreideprodukte und Kartoffeln und idealerweise auch mehr Hülsenfrüchte wie Bohnen und Linsen. Der Körper wird dadurch mit Vitaminen, Mineralstoffen, Ballaststoffen und gesundheitsfördernden sekundären Pflanzenstoffen versorgt.



Silke Raffener